

**Deutscher  
Reporterpreis  
2011**

**Die 10 nominierten  
Texte in der Kategorie  
„Beste Essay“**

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

	<b>Seite</b>
1) Meckel, Miriam, Weltkurzsichtigkeit (0942)	03
2) Pletter, Roman, Die große Sprachlosigkeit (1027)	08
3) Roshani, Anuschka, Lauter Bluffer (0069)	12
4) Schirach, Ferdinand von, Du bist, wer du bist (0848)	23
5) Schirmacher, Frank, Die neun Gemeinplätze des Atomfreunds (0863)	28
6) Schirmacher, Frank, Wir brauchen eine europäische Suchmaschine (0864)	32
7) Schnaas, Dieter, Die schwarze Messe der Geldschöpfung (0437)	37
8) Sorg, Eugen, Die Lust am Bösen (0058)	44
9) Welding, Malte, Nerv' mich doch! (0711)	52
10) Winkler, Willi, Stopp (0829)	59

## Weltkurzsichtigkeit

*Wie der Zufall aus unserem digitalen Leben verschwindet*

Von Miriam Meckel, Spiegel, 19.09.2011

Nur so viel ist sicher: Narziss verliebte sich in sein Spiegelbild, als er sich an einer Quelle niederließ. Dann starb er. Wie der schöne Sohn des Flussgottes Kephissos genau ums Leben kam, verrät die griechische Mythologie nicht. Es gibt drei Versionen. Die eine erzählt, er habe sich mit dem Dolch erstochen, weil er die Liebe zu sich selbst als unerfüllbar erkannte. Die andere sagt, er starb, nachdem ein herabfallendes Blatt sein Spiegelbild im Wasser verzerrt hatte und er plötzlich erkannte, dass er hässlich war. Und die dritte Version berichtet davon, wie Narziss versuchte, sich mit dem eigenen, nicht als Ebenbild erkannten Spiegelbild im Wasser zu vereinigen und dabei ertrank.

Enttäuschung, Entzauberung und Verirrung - sie bescherten dem Götterjungen sein Ende. Egal welche Version wir bevorzugen, tödlich sind sie alle drei.

Die alte Geschichte von Narziss und dem Spiegelbild erhält derzeit eine Neuauflage, nicht von Menschen gemacht, sondern von Software. Es ist eine Neuauflage, die geschrieben wird von den Software-Entwicklern bei Google, Facebook und anderen Internetfirmen. Und sie bieten uns mehr als drei Möglichkeiten, einen Tod zu sterben. Aber sterben müssen wir ihn.

Wir sterben den virtuellen Tod der Berechenbarkeit. Und das Sterben hat Ende 2009 begonnen. Zu dem Zeitpunkt, als Google seinen Suchalgorithmus von dem für alle standardisierten PageRank auf die personalisierte Suche verlagert hat. Was das bedeutet, lässt sich an einem Beispiel erklären: Während ich bei der Suche nach "Finanzkrise" früher mit Hilfe des Page-Rank Ergebnisse fand, die aus der Gesamtheit aller Anfragen und Verweise im Internet gewichtet errechnet wurden und die für alle Suchenden gleich waren, hat sich jetzt mit der personalisierten Suche etwas Grundlegendes verändert: Je nach Analyse der von uns allen im Internet zahlreich vorhandenen Daten und Informationen bietet Google nun auch personalisierte Ergebnisse an. Bin ich eine kapitalismuskritische Schriftstellerin, werden mir eher kapitalismuskritische Kommentare zur Finanzkrise angezeigt. Bin ich Hedgefondsmanagerin, bekomme ich die wichtigsten Infos zur Rolle der Hedgefonds in der Finanzkrise. Bin ich aktive Privatanlegerin, liefert mir Google die besten

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Anlagentipps unter Krisenbedingungen. Das klingt zunächst einmal sehr praktisch, hat aber weitreichende Folgen.

Immer mehr Entscheidungen werden uns im personalisierten Internet durch Algorithmen abgenommen. Diese in ein Computerprogramm umgesetzten Rechenmodelle sind längst zu unseren Lebensbegleitern und -helfern geworden. Was wir im Internet auch tun, mit wem wir reden, was wir posten, was wir kaufen, mit wem wir flirten, welche politischen Kommentare wir mögen - jeder einzelne Mausklick ist ein Datensignal, das mit Hilfe von Algorithmen, also mit mathematischen Handlungsvorschriften zur Lösung eines Problems, ausgewertet wird. Das Problem sind die menschlichen Vorlieben und Verhaltensweisen, und die Algorithmen lösen es, indem sie uns berechenbar machen. Sie schlagen uns auf Basis unseres Verhaltens im Netz vor, was wir mögen, lesen und kaufen oder ansonsten tun sollen. Sie machen aus dem Menschen einen digitalen Narziss, der nur noch Spiegelbilder seiner eigenen Wünsche und Vorlieben zu sehen bekommt und irgendwann den Blick dafür verliert, was außerhalb seiner selbst in der Welt geschieht.

Zwanzig Datenpunkte reichen schon aus, um viele unserer Vorlieben, Wünsche und Verhaltensweisen vorherzusagen. Google und Facebook speichern riesige Mengen von Informationen über jeden Einzelnen, oft anonymisiert zwar, aber in ihrer Zusammensetzung doch das Datenabbild eines Individuums. Amazon schlägt uns Bücher vor, die wir lesen sollen, und die Vorschläge sind erstaunlich gut. Genius schlägt uns Musik vor, die zu unseren Vorlieben passt. Foursquare nennt uns die Bars, in denen wir unsere Freunde treffen werden, und die sind tatsächlich dort. News.me empfiehlt uns, was wir lesen und anschauen sollten, und Parship präsentiert uns die Menschen, die wir künftig lieben könnten. Das alles ist sehr bequem und macht das Leben leichter. Aber es ist ein anderes Leben, als wir es kannten.

In der Auswertung riesiger Datenmengen verlängert der Computer das, was wir bislang getan, gewollt, geliebt haben, in die Zukunft. Im Internet nutzen wir diese Angebote gern, denn der Mensch ist ein Gewohnheitstier. Was er einmal mag, mag er oft ein Leben lang.

Es ist stets einfacher, etwas Bekanntes zu wählen, als sich für etwas Unbekanntes zu entscheiden. Es ist auch weniger risikoreich. Je häufiger wir also Bekanntes wählen, desto öfter schlägt uns das Netz auch wieder das Bekannte vor. Menschliche Vorlieben und algorithmische Berechnungen wirken in einem sich selbst verstärkenden Prozess zusammen. Mit Hilfe der Algorithmen werden wir schließlich zu einer endlosen Zeitschleife unserer selbst, zu unserem immerwährenden Status quo.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Aber das ist nicht alles. Unser Weltbild verändert sich, wenn wir uns zunehmend mit den Dingen beschäftigen, die uns liegen und die wir mögen. Unser Weltbild beginnt unter netzbedingter Kurzsichtigkeit zu leiden, die mit der Zeit fortschreitet. Das Internet platziert eine Linse zwischen uns und unsere Welt, die sich synchron zu unserer wachsenden Weltkurzsichtigkeit immer weiter krümmt. Irgendwann wird die Linse zu einem Spiegel, und dann glauben wir tatsächlich, wir seien das, was uns die Empfehlungssysteme des personalisierten Internets als digitalen Hohlspiegel unserer selbst über Jahre errechnet haben.

Es ist müßig, darüber zu spekulieren, wann das unsere Welt zu einer anderen macht. Irgendwann wird es geschehen. Uns werden immer häufiger die zufälligen Informationen und Erfahrungen fehlen, die das Leben abwechslungsreich machen, die unseren Blick auf etwas Neues richten und uns ermöglichen, etwas dazuzulernen, anders über relevante Fragen unseres Lebens nachzudenken. Die Informationen, die etwa von Menschen gemachte Medien zu bieten haben. Aber inzwischen werden auch Medien von Algorithmen gemacht, wie die US-Firma Demand Media eindrucksvoll beweist. Und viele Medien integrieren die algorithmischen Empfehlungssysteme in ihre Angebote im Web: "Hier liest du, was die lesen, die denken, wie du selbst denkst."

Uns wird die Überraschung verwehrt, all das, was in der englischen Sprache im schönen Wort "serendipity" ausgedrückt ist - die Möglichkeit, durch einen glücklichen Zufall auf wertvolle Informationen, Dinge, Erfahrungen oder Menschen zu stoßen. All das hat uns das Web bislang geboten und unser Leben bereichert.

Zufall und Überraschung ergeben in den Rechenmodellen des personalisierten Internets keinen Sinn mehr. Warum sollte uns etwas zum Kauf oder Konsum vorgeschlagen werden, das bislang nicht zu unseren berechneten Präferenzen gehörte? Das widerspricht nicht nur der Logik des personalisierten Internets, diese Logik macht die Überraschung vielmehr unökonomisch. In dieser Netzwelt sind wir nicht mehr die Kunden, Nutzer oder Bürger, die sich des Internets bedienen. Wir sind die Produkte. Wir sind variable Datensätze, die zwischen den Internetfirmen und dem Rest der Wirtschaft vertickt werden, um immer bessere "Matches" zu erzielen. Je schneller uns die Algorithmen das richtige Buch zum Kauf empfehlen, die richtige Musik zum Downloaden vorschlagen, desto wahrscheinlicher ist, dass die Internetfirmen damit ein gutes Geschäft machen. Überraschung und Zufall stören da nur.

In einer Demokratie gehört es zu den großartigen Möglichkeiten, sich über alles informieren und mitreden zu können. Es gehört auch zu unseren Bürgerpflichten. Das Internet hat uns bislang in dieser Hinsicht viel versprochen: Es galt als Plattform für einen egalitären, offenen Diskurs in der Gesellschaft über die Dinge, die uns betreffen und betreffen sollten, ein Diskurs, der sich weniger an Institutionen und Hierarchien orientierte. Mit dem personalisierten Internet geht nicht nur unser partiell gemeinsames Weltbild zu Bruch, sondern auch diese demokratische Utopie. Der berechnete Mensch

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

kann nicht mehr Bürger sein. Er ist Produkt einer "Like"-Diktatur, die mit den algorithmischen Empfehlungssystemen auf unseren Computern installiert worden ist, ohne dass wir zugestimmt, ja, ohne dass wir es überhaupt gemerkt hätten.

Das ist das Verrückte an diesem schleichenden Prozess: Man sieht ihn nicht, man fühlt ihn nicht, man weiß nichts über ihn. Wir können ja nur vermessen, was wir kennen und wovon wir wissen, dass es existiert. Bis vor wenigen Jahren haben wir uns vor Maschinen gefürchtet, die den Menschen überflüssig machen würden, vor "Replikanten", die unberechenbar sind. Aber es ist nicht die Unberechenbarkeit, die uns gefährlich wird. Es ist die Berechenbarkeit. Unsere eigene. Und sie kommt nicht laut und kämpferisch als Hardware daher. Sie kommt als Software, leise fließt sie in unser Leben ein und macht es sich zu eigen.

Solange es den Zufall noch gibt, sorgt er dafür, dass wir mit den Informationen, Menschen und Dingen in Kontakt kommen, von denen wir nicht wussten, dass wir sie mögen oder brauchen würden. Nachdem die Algorithmen begonnen haben, den Zufall aus unserem Leben herauszurechnen, sind wir allein auf uns selbst zurückgeworfen - ein jeder die "Echokammer" seiner selbst, wie es der Harvard-Professor Cass Sunstein beschreibt.

Wir können sagen: Die digitale Personalisierung ist die Fortsetzung der Individualisierung mit anderen Mitteln. Wir können auch sagen, sie ist die Vollendung der individualisierten Gesellschaft ohne Gemeinschaft, ohne Perspektivwechsel, ohne Lernen, ohne Innovation. Eine Gesellschaft, die auf dem digitalen Narziss beruht. Auf dem weltkurzsichtigen digitalen Narziss.

Es wäre schön, wenn gelegentlich ein Blatt herabfallen und ein Zeichen auf der glatten Oberfläche unserer Hohlspiegel hinterlassen würde. Wenn wir zumindest zwischen der generellen und der personalisierten Nutzung des Internets wählen könnten.

Vielleicht würden wir dann in Information ertrinken, weil wir längst verlernt haben zu entscheiden, was relevant ist. Vielleicht würde unser Leben wieder anstrengender werden, aber es würde wieder an Überraschung gewinnen. Vielleicht wären wir auch einfach enttäuscht, gekränkt und verzweifelt ob der Störung der ungestört fortgesetzten Liebe zu dem, was wir immer schon geliebt haben.

Aber wir wären dann in der Lage, wenigstens gelegentlich den Kopf zu heben und den Rest der Welt wieder in den Blick zu nehmen. Das, was über uns hinausreicht, wenn wir nicht innerhalb des Brennpunkts unseres Hohlspiegels hocken bleiben. Und vielleicht würden wir feststellen: Nicht nur die Welt ist mehr als die Summe von algorithmischen

# Reporter**FORUM**

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Empfehlungen. Auch wir selbst sind viel mehr als das, was wir in unserer Weltkurzsichtigkeit noch in uns selbst erkennen konnten.

## Die große Sprachlosigkeit

*Heiner Geißlers Vermittlungsversuch zwischen Befürwortern und Gegnern von Stuttgart 21 wird scheitern, weil die Kontrahenten nicht miteinander sprechen. Dieses Verhalten haben die Bürger Deutschlands Spitzenpolitikern abgeschaut.*

Roman Pletter, Handelsblatt, 22.10.2010

Dereinst bauten die Menschen einen Turm, um damit den Himmel zu berühren. Der Herr, so erzählt es das alte Testament, fuhr erbost dazwischen und gab ihnen verschiedene Sprachen, um sie zu strafen und das Wolkenkratzerprojekt unmöglich zu machen. Das Einschreiten der Macht hatte zwei Ergebnisse: Der Turm wurde niemals fertig, und nirgendwo wissen sie seitdem besser als in Stuttgart, dass Sprache eine Strafe sein kann.

Im Zuge der Proteste gegen Stuttgart 21 sieht es so aus, als seien Befürworter und Gegner des Bahnhofumbaus Opfer einer neuen babylonischen Sprachverwirrung. Zwar bauen sie heute in die Tiefe und nicht in die Höhe. Das Ergebnis ist aber das Gleiche: Sie verstehen einander nicht mehr. Das liegt nicht daran, dass der Herr wieder dazwischen gefahren und den Dialekt weiter differenziert hätte, sondern daran, dass sie sich schlicht weigern, dem anderen zuzuhören. Deshalb wird der Vermittlungsversuch des Politikers Heiner Geißler scheitern, obwohl und vielleicht auch weil nicht auszuschließen ist, dass Geißler auch in Babel schon dabei war. Er ist politisches Produkt von Helmut Kohls Konsensrepublik - und in Stuttgart kann ein Konsens unter den gegebenen Umständen nicht funktionieren. Dabei steht der Konflikt stellvertretend für eine weitreichende Sprachlosigkeit im politischen Diskurs zwischen Parteien, Bürgern und Wirtschaft.

Ein Grund für die Sprachlosigkeit und die damit aussichtslose Situation des Schlichters in Stuttgart ist die Lautstärke. Eigentlich sind Gegner und Befürworter von Stuttgart 21 derzeit nämlich vor allem damit beschäftigt, die andere Seite zu übertönen.

Nirgends war das besser zu besichtigen als beim Auftritt des Tunnelbauunternehmers Martin Herrenknecht in einer Fernsehrunde, in der er klang, als rede er unaufhörlich vom Aussterben - vom Aussterben des Unternehmertums, der Ideen, der Zukunftschancen in diesem Land. Mitten in der Sendung entfuhr ihm zu einer vernünftigen Gegenfrage zur Gefahr explodierender Kosten nur noch ein: "Höruffhöruffhöruff", was im Hintergrund irgendwann nur mehr klang wie "uffuffuff" und für einen 69-Jährigen, auch wenn er wie Herrenknecht ein begnadeter Unternehmer und Ingenieur ist, nicht nur ungezogen und unhöflich ist. Es war auch ein bisschen irritierend angesichts der mehr als 100 000 Menschen, denen das Projekt offenbar Grund genug ist, dagegen auf die Straße zu gehen und sich dem Risiko auszusetzen, von Wasserwerfern beschossen zu werden. Die Herrenknechts aus der Wirtschaft haben



# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

einen Tunnelblick, wie kleine Kinder, die sich die Hände auf die Ohren legen, die Augen schließen und "lalalalala" rufen. Wie er drohen sie damit, in die Schweiz auszuwandern, falls die Union die Wahl verliert und Stuttgart 21 scheitert.

Die andere Seite ist nicht besser. Knapp die Hälfte der Baden-Württemberger ist Umfragen zufolge gegen Stuttgart 21, ein Teil davon geht auf die Straße, ein sehr kleiner Teil versucht es mit Sitzblockaden und zivilem Ungehorsam, prägt aber das Bild des Protests. Manche Aspekte des sichtbaren Protests wie die mit Teddybären umwickelten Bäume im Stuttgarter Schlosspark sind harmlose Albernheiten. Plakate aber mit dem Zeichen der Weißen Rose zu bedrucken und das eigene Tun als "Widerstand" zu inszenieren, ist nicht nur unhistorisch und unangemessen - schließlich riskieren die Gegner nicht in einer Diktatur ihr Leben. Es zeigt auch, wie die sichtbaren und lauten Stuttgart-21-Gegner die Welt sehen: Schwarz und Weiß, Gut und Böse.

Das hat Konsequenzen: Wortführer der sogenannten Parkschützer sagen, sie würden selbst nach einem Bürgerentscheid zugunsten des Projekts weiter gegen Stuttgart 21 kämpfen, weil eine solche Entscheidung - das sagen sie wirklich! - nur aus Mangel an Information bei den Bürgern möglich sein könnte. Der Protest, oder zumindest diejenigen, die sich als sein Herz verstehen und Sitzblockaden organisieren, ist so nicht nur konservativ im Sinne des Bewahrenwollens. Er ist fundamentalistisch, weil er sich auf eine unabänderliche Wahrheit beruft, die die Gegner glauben, gepachtet zu haben. Was dem US-Tea-Party-Mitglied die Bibel ist, ist dem Parkschützer das Robin-Wood-Plakat. Ein paar Hundert Bäume im Schlosspark dürfen nicht sterben, auch wenn Tausende neue gepflanzt werden sollen.

Es geht Befürwortern wie Gegnern nicht mehr nur um einen Bahnhof, es geht, auch darin liegt ein Stück Fundamentalismus, um alles: den Wirtschaftsstandort und die Zukunft Deutschlands, um Demokratie und Menschenrechte. Dadurch, dass sie den Bahnhof zum Grundsatzstreit aufblasen, machen sie den Konflikt kaum mehr lösbar. Schlimmer noch: Befürworter und Gegner strapazieren in ihrer Unerbittlichkeit die demokratischen Grundlagen, auf die sie sich berufen.

Da ist zum einen die Seite der Wirtschaft und der Unternehmer, die Seite der Uffuff-Herrenknechts. Sie lebt nach einem einfachen Dreisatz: Stuttgart 21 ist gut für die Unternehmen; was gut ist für die Unternehmen, ist gut für das Land; was gut ist für das Land, kann nicht falsch sein. Doch sie stellen die Grundlage ihrer Argumentation nicht in Frage: Das Kriterium, nach dem sie Stuttgart 21 bewerten. Es ist ausschließlich ein ökonomisches Kriterium. Sie sehen nicht, dass es andere Kriterien gibt, die zu achten in einer Demokratie wichtig ist, dass eine Demokratie diese Kriterien durch Mehrheiten beschließt. Das bedeutet auch, dass Beschlüsse nach 15 Jahren wieder rückgängig gemacht werden können, was beim Atomausstieg ja auch kein Problem zu sein scheint. Wenn die Wirtschaft spricht wie Herrenknecht, dann beraubt sie sich der Chance, andere von Stuttgart 21 zu überzeugen. Uffuff ist kein Argument, uffuff ist autoritär.

Wenn die Herrenknecht-Wirtschaft den Demonstranten zuhören würde, dann hörte sie nicht nur solche, die von Umweltbedenken und Sorgen wegen der Kosten sprechen. Die Wirtschaftsvertreter würden dann merken, dass es um ein grundlegendes Gefühl geht, das über das konkrete Projekt hinaus weist und sich in allgemeiner Wirtschaftsfeindlichkeit entladen könnte, dass viele Leute vom Sinn ökonomischer Kriterien neu überzeugt werden wollen. Vor den Protest-Plakaten am Bahnhof in

Stuttgart, direkt neben der Landesbank Baden-Württembergs, stehen Menschen aus der sogenannten Mitte der Gesellschaft, die noch nie demonstriert haben. Sie schimpfen über Millionen Euro von Steuergeldern für vor dem Bankrott stehende Bankmanager und dass deren Banken auch beim Bahnhof mitmischen.

Es ist richtig, dass Millionen-Boni für unfähige Staatsbanker und Stuttgart 21 nicht zusammen gehören. Die Wirtschaft darf sich aber nicht nur in Veranstaltungen der IHK ihrer selbst versichern und den lärmenden Demonstranten vor der Tür mangelnde demokratische Kultur vorwerfen. Entscheidend ist nicht allein, was Bürger verstehen, sondern auch, was sie fühlen. Das internationale Finanzsystem lässt sich nicht angreifen, komplizierte Derivate lassen sich nicht durch Sitzstreiks blockieren, ein Bahnhof aber schon. Er muss nun für den Unmut herhalten.

Die Herrenknecht-Wirtschaft muss zur Kenntnis nehmen, dass sich in diesem Protest auch ein Unbehagen dagegen entlädt, dass für viele wichtige Entscheidungen nur mehr ökonomische Kriterien als satisfaktionsfähig gelten und dass diese Kriterien als selbstverständlich vorausgesetzt werden. Unternehmer wie Herrenknecht wurden auch groß, weil ihnen dieses Land sozialen Frieden garantiert hat, auf dem sie ihren Wohlstand aufbauen konnten. Doch sozialer Friede ist keine einseitige Veranstaltung, um seine Bedingungen müssen alle Bürger laufend ringen. Dann gehen wir eben in die Schweiz, sagt die Herrenknecht-Wirtschaft nun. Das ist aber kein Signal zum Dialog, das ist Erpressung.

Auch die Demonstranten haben einen einfachen Dreisatz: Stuttgart 21 ist schlecht für den Staatshaushalt und das Leben von Bäumen; was so viel Geld kostet und die Natur zerstört, kann nur wenigen nutzen; wer so etwas durchsetzen will, ist kriminell. Dieser Protest gegen den Bahnhof ist teilweise auch ein intoleranter Protest, ein Uffuff-Protest. Er ist genauso arrogant wie das Herrenknecht-Uffuff.

Das Eigentümliche an diesen Dreisatz-Protestierern ist, dass ihr Protest sehr diffus ist. Die Kriterien der Demonstranten und Gegner sind heterogener als die der Befürworter des Bahnhofs. Ihnen geht es um wirtschaftliche Fragen, um ökologische und um soziale. Sie kommen aus allen sozialen Schichten, sind aber doch nicht zu vergleichen mit den Gründern der Grünen zu Beginn der 1980-er Jahre. Die waren Friedensbewegte, Frauenrechtler und Ökofreunde, es ging ihnen vor allem um Themen, die keine parlamentarische Heimat hatten. Entscheidungen waren nicht immer rational, Marie-Luise Beck und Petra Kelly erweinten bisweilen Beschlüsse. Aber die Anliegen, um die sie rangen, waren die Anliegen, um die es ihnen wirklich ging.

In Stuttgart ist das anders. Es geht oberflächlich um ein einziges lokales Thema von überschaubarer Relevanz, das aber andererseits auf nationales Niveau hochstilisiert wurde. Die Befürworter erklärten Stuttgart 21 zum Menetekel für die Zukunft technischer Großprojekte. Herrenknecht sagt gar: "Wenn wir für Deutschland eine Zukunft wollen, brauchen wir einen Durchgangsbahnhof." Vor allem die lauten Gegner messen dem Konflikt nicht weniger Bedeutung bei. Sie wollen mehr Basisdemokratie, weil sie den Eindruck haben, dass Spitzenpolitiker und Wirtschaftsführer den Kontakt zu ihnen verloren haben, wenn sie in Talkshows ständig aneinander vorbeireden mit ihrer "Sie-haben-aber-damals-auch"-Rhetorik.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Tragischerweise sind die Protestierer in Stuttgart mit ihren vollkommen überzogenen Vorwürfen von Polizeistaat und Menschenrechtsverletzungen den Talkshow-Bewohnern auf einmal sehr ähnlich geworden. Sie waren gute Schüler im öffentlichen und lauten Nichtzuhören, im Ausweichen auf Gemeinplätze.

Und nun? Die Bibel hat ein Remake des Plots um die große Sprachverwirrung in Babel im Programm, das für Stuttgart Mut machen könnte. Es findet sich in der Apostelgeschichte des Neuen Testaments: Der Heilige Geist fährt dort als eine Art innerer Simultandolmetscher in allerlei Leute, die dann fremde Sprachen verstehen und sprechen.

Heiner Geissler muss nun der Heilige Geist werden, er muss in der derzeit verfahrenen Situation aus dem Uffuff beider Seiten ein Gespräch machen, obwohl diese eigentlich kein Interesse daran haben.

Einerseits muss Geißler schon an den Erwartungen scheitern, vor allem wegen seines Begriffs der "Schlichtung", der eine semantische Nebelkerze ist. Eine Schlichtung klingt ja verheißungsvoll, so wie Tarifverhandlung. Aber 3,5 Prozent weniger Stuttgart 21 geht eben nicht. Der Bahnhof kommt unter die Erde oder er bleibt oben. Falls es Geißler andererseits aber gelingt, zwischen den Bürgern, der Politik und der Wirtschaft zu übersetzen und ihnen zumindest wieder eine gemeinsame Sprache zu geben, dann könnte dies am Ende allen nutzen.

Am 27. März 2011 ist Landtagswahl in Baden-Württemberg. Auf Basis der Geißler-Gespräche könnte ein Wahlkampf zustande kommen, in dem es um konkrete inhaltliche Alternativen geht. In Stuttgart stellt das Volk seine Politiker. Sie können nicht mehr auf komplexe Finanzmärkte verweisen und ausweichen. Sie müssen nun Farbe bekennen, auch wenn es nur um einen Bahnhof geht.

Ein kleines Wunder ist schon passiert: Mit Angela Merkel hat sich ausgerechnet die Meisterin des Ausweichens aus der Deckung gewagt. Sie hat sich im Bundestag für Stuttgart 21 ausgesprochen. Sie hat diesmal gesagt, auf wessen Seite sie steht, bevor klar war, wer gewinnt, auch wenn es wenig wahrscheinlich ist, dass Stuttgart 21 ganz gestoppt wird. Merkels Positionierung ist ein unerwartetes Signal gegen die Sprachlosigkeit im politischen Uffuff-Diskurs.

Die Kanzlerin riskiert etwas, weil sie es für richtig hält, sie übernimmt Führung. Andere Politiker sollten es ihr gleich tun - aus sachlichen Erwägungen und nicht aus Wahlkampf kalkül. Heiner Geißler will alle Schlichtungssitzungen öffentlich abhalten. Er will, dass um Details gerungen und gestritten wird, dass Vorschläge aller Seiten gegeneinander abgewogen werden. Er will die Bürger in die Lage versetzen, informiert mündige Entscheidungen treffen zu können.

Geißlers um Details ringende Öffentlichkeit mag den Konflikt um Stuttgart 21 vielleicht nicht lösen, aber sie kann eine große Chance sein - vor allem für das Ansehen der Politik. Wenn die Wähler endlich einmal sehen, wie viel Arbeit schon so ein Bahnhof macht, dann wissen sie vielleicht auch eine Gesundheitsreform zu würdigen. Allein das zu erreichen, wäre sehr viel wert. Sollte deshalb im Angesicht der live übertragenden Kameras auch nur ein Mensch auf die Idee eines "Ihre-Partei-hat-aber"-Satzes kommen, ist es Zeit, ihn zu stoppen. Dann holt die Wasserwerfer raus!

## Lauter Bluffer

*Die Welt scheint auf einmal bevölkert von coolen jungen Leuten, die vor Selbstbewusstsein fast explodieren. Was immer sie sich ausdenken, gelingt. Finden sie sich tatsächlich so super oder haben sie nur gelernt, sich super zu verkaufen?*

Von Anuschka Roshani, Das Magazin; 20.08.2011

Vielleicht ist es ja bloss Neid. Darauf, sich nicht andauernd uneingeschränkt grossartig zu finden. Das erleichtert das Leben doch: frei von dem Gedanken zu sein, wie andere einen einschätzen. Vom Urteil anderer unabhängig zu handeln — weil man selbstverständlich davon ausgeht, man macht alles richtig.

Vielleicht fällt es mir nur deshalb überhaupt auf: Wenn einer, der in dem Job gerade begonnen hat, vor mir sitzt und ohne Umschweife behauptet, dass er sein Metier meisterlich beherrscht.

Vielleicht finde ich es zwangsläufig befremdlich, Anfänger wie Könner auftreten zu sehen, nachdem man mir meine Kindheit und Jugend über eingeredet hat, dass sich das nicht gehört: auf die Pauke zu hauen — ganz besonders, wenn es die eigene Werbetrommel ist. Jeden Satz mit «Ich» anzufangen.

Trotzdem.

Neulich bekam ich wieder mal eine Einladung zu einer Lesung von einem «Dichter», der bislang keine Zeile veröffentlicht hat. Der nicht im Stillen Geschriebenes vorliest, sondern etwas, was auf mich wie wirres Zeug wirkt — im Koksrausch aufs Papier erbrochen —, als laute «Kunst-Performance» präsentiert.

Das gleiche Bild, sobald ich den Fernseher einschalte: diverse Schönheitsköniginnen, die einen Abschluss in Philosophie und Elementarteilchenphysik in der Tasche haben, die über Nietzsches Verhältnis zur Selbstanalyse ihre Dissertation verfertigten, sieben Sprachen sprechen, seit ihrem fünften Lebensjahr klassisches Ballett sowie Modern Dance nach Martha Graham tanzen, bei Amnesty International engagiert sind, einige Hauptrollen gespielt haben, nebenbei Stücke fürs Saxofon komponieren, Freunde in aller Welt besitzen und mit 22 bereits auf drei Kontinenten gelebt haben.

Na ja, fast.

Auf jeden Fall anders als vom Feuilleton gefeierte Schriftsteller wie Michel Houellebecq, der in Interviews zu seinem neuen Buch, in dem er einen Protagonisten seines Namens zerstückelt, sagt, er besitze keinerlei besonderes Talent. Der seinen Erfolg allein damit erklärt, dass die Romane auf dem Markt so schlecht seien, was seine «noch am ehesten» tauglich aussehen lasse. Der sagt: «Es sind immer die anderen, die entscheiden, ob Sie ein Schriftsteller sind oder nicht.» Oder: «Es muss andere geben, die sagen: Das ist gut, was Sie da machen. Machen Sie weiter damit!»

Warum eigentlich, Monsieur Houellebecq?

Ist es nicht von Vorteil, dass gerade lauter Helden entstehen, lauter neue Menschen, lauter Individualisten, ungebeugt von der Last jeden Selbstzweifels? Die mit ihrem Erfolg fest rechnen? Weil der in ihren Augen nämlich ganz und gar verdient ist?

Schliesslich hat es auch etwas Albernes, diese ewige Selbsterfleischung, über die Pubertät hinaus. Es bringt einen doch kein Stück weiter, den eigenen Kopf zum unbehausten Elendsquartier zu machen, in dem nichts am rechten Platz ist.

Und es muss ja auch einen Grund haben, warum Google den Begriff «Selbstzweifel» automatisch um die Verben «vermeiden» und «bekämpfen» ergänzt und einen zu etlichen Ratgebern lotst, die einem den Selbstzweifel aus dem Schädel radieren wollen.

Man hat sich heute anscheinend darauf geeinigt, vom Selbstzweifel besser die Finger zu lassen, denn der führt zu nix, am allerwenigsten zu Erfolg. Im Sinne der Effizienz solle man aufhören, mit sich zu hadern. Aufhören, die eigene totale Unzulänglichkeit zu beklagen. Stattdessen die Maske der Perfektion aufsetzen — kann doch nicht von ungefähr kommen, dass Selbstbewusstsein gern mit Können verwechselt wird.

Wer sich essenziell infrage stellt, der könne keinen Selbstwert haben, heisst es. Du glaubst nicht an dich? Dann wahrscheinlich zu Recht nicht! Im Umkehrschluss bedeutet das: Glaub an dich, damit andere an dich glauben! Liebe dich, damit andere dich lieben können! Sei einfach du selbst! Hol alles aus dir raus! (Denn da ist genug.)

All diese Weisheiten, die mittlerweile zum Arsenal der Küchenpsychologie gehören, musste ich mir auch anhören. Unsere Lehrer und Eltern haben uns, noch unter dem Eindruck der Ereignisse von 1968, verklickert, dass jeder Mensch etwas Liebenswertes

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

hat (auch wenn es nicht ins Auge sticht). Jeder etwas ausserordentlich gut kann (selbst wenn er noch nicht herausgefunden hat, was). Jeder einzigartig ist (obwohl er die gleichen langweiligen Manchesterhosen trägt wie der Rest der Klasse). Meine Mutter fand ihre Töchter sogar so toll, dass sie sich zu der Behauptung verstieg: «Solltet ihr je einen Mord begehen — ich bin sicher, er würde perfekt sein.»

Doch dagegen standen andere Sätze. Sätze, die klarmachten, dass jemand etwas besser konnte als man selbst. Immer besser können würde, egal, wie sehr man übte. Dass jemand gescheiter war. Hübscher, anmutiger, makelloser, wenngleich nie makellos. Das galt es zu akzeptieren. Davor galt es, Respekt zu haben, einfach Respekt — nicht unbedingt Hochachtung.

Es gab Lehrer, die einen als «vorlaut» bezeichneten. Für die das Wort «Selbstdarsteller» einen peinlichen Beigeschmack hatte. Die Leute, die «sich selbst gut verkaufen können», als grosskotzig abtaten. Und die jene, die sich einen bunt karierten Hut schräg auf den Scheitel setzten, «Gecken» schimpften, das altmodische Äquivalent zum heutigen «Individualistendarsteller».

Was man damals über sich selbst wusste, wusste man vor allem durch seine Freunde. Man fragte, damit man etwas über sich in Erfahrung brachte, und man hörte zu. Gelegentlich befragte man den Spiegel, wie man so wirkt. Überlegte, wie man aussieht, während man spricht und läuft, weil das Spiegelbild stumm blieb. Man verfügte noch nicht über Dutzende fiktiver Bilder und Freunde, die einem darüber Auskunft gaben, wer man ist, wer man sein sollte, wer man sein könnte. Dabei wäre uns nie in den Sinn gekommen, dass man sich sogar neu erfinden kann. Das Phänomen «Sich selbst neu zu erfinden», diese Doktrin, sich bis zu seinem Lebensende in den verschiedensten Rollen zu versuchen — das hat wohl erst Jahre später Madonna erfunden.

Doch jetzt sind sie auf einmal überall. Die Blender. Die Hipster. All jene, die ihre Leben zu kuratieren meinen. Die sich als Künstler verstehen, auch ohne Œuvre.

Um einen herum scheinen sich alle nur noch vor Kulissen des Erfolges zu bewegen. Zwar können sie nichts vollkommen richtig, das aber allemal besser als andere.

Mich irritiert, wie besoffen viele von sich selbst wirken: 15-Jährige, die in der Badi freche Sprüche über mich machen und mit nacktem Oberkörper über die Wiese tänzeln. Einer hatte sich auf den gestählten Bauch «Only God can judge me» (Nur Gott darf über mich richten) tätowieren lassen. Ich begann mich zu fragen, ob es nicht eine Stufe unter Gott die ein oder andere Instanz gibt, die ebenfalls berechtigt sein soll, einem als Mass zu dienen.



# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Andererseits imponiert mir das strotzende Selbstbewusstsein junger Leute auch: 28-Jährige wie Nico Luchsinger, der Sandbox mitbegründet hat, ein Netzwerk von «extraordinary young achievers below 30», aussergewöhnlich talentierten Menschen unter 30, die bereits erstaunliche Leistungen vorweisen. Das Straucheln in ihren Biografien hat sich aus dem Staub gemacht — sicher kommt es noch immer vor, aber seine traurigen Spitzen sind von Erfolgsgeschichten rund geschliffen.

Meine Welt scheint mir seit einiger Zeit bevölkert von solchen überaus jungen, überaus qualifizierten Frauen und Männern, die vor Ideen bersten und die nicht einmal die uralte Angst verspüren, diese für sich behalten zu wollen. Im Gegenteil, sie sprühen nicht nur vor Einfällen, auch vor Souveränität, und deswegen fürchten sie sich auch nicht vor den guten Einfällen anderer, sondern vernetzen ihre Computer und Gedanken.

Elite, das war für mich nie ein Schimpfwort, garantiert aber für all meine Lehrer. Dennoch glaubte ich damals kapiert zu haben, dass keiner, der zur Elite zählt, sich je als Elite bezeichnen würde. Nico Luchsinger und seine 550 Sandbox-Mitstreiter, mit Sitz in Washington, Peking, Bangalore, Prag, Nairobi, definieren sich durchaus als Elite: «Für uns gehören die zur Elite, die keine Angst haben vor grossen Ambitionen, die glauben, ihre eigenen Regeln aufstellen zu können.»

Klingt einleuchtend, wenn man das Profil von Sandbox-Mitglied Amber Rae aus New York liest, in dem sie sich als «free-spiring thinker, dreamer, doer and creator» — als Freigeist, Träumer, Macher, Schöpfer — beschreibt. Und ihr Projektziel so formuliert: «to reinvent publishing».

Klar, wer global mitspielen will, muss in grossen Massstäben denken. Sonst braucht er gar nicht erst loszulegen. Aber worum gehts genau?

Luchsinger sagt, es gehe darum, «einen Unterschied zu machen». Dafür genüge es nicht, sich bei Sandbox mit einem herausragenden Projekt um Mitgliedschaft zu bewerben, man müsse als Person herausragen. Seine «Lebensabschnittphilosophie» sei in der Liedzeile von Greis, dem Rapper, gebündelt: «I gloube zwar nid, dass d Wäut no witerdräit, wenn i gange bi, aber nur für e faul mach i aues, dass si andersch wird bis denn.»

Was das zur Schau gestellte überbordende Selbstbewusstsein angeht, gibt er zu, dass man das zuweilen nur mittels Autosuggestion hinkriege. «Es braucht nun mal ein gewisses Ego. Das Leben als Gründer ist hart. Da will man ein kollektives Sichgutfühlen.»

Keine Generation habe solche Möglichkeiten besessen wie seine, die «Generation Me» — zugleich aber einen solchen Druck verspürt, das eigene, reich anmutende Potenzial auszuschöpfen. Natürlich kenne auch er den Selbstzweifel, aber weniger

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

jenen, der permanent an einem nagt. Er erscheint ihm eher in Form des Satzes «Was soll ich mit meinem Leben machen und warum?»

Soweit ich mich erinnere, quälte uns die Frage «Wann stosse ich an meine Grenze?». Zwar wussten wir, dass wir weit mehr Möglichkeiten als unsere Eltern hatten, aber sie waren alles andere als unendlich. Man zog immer in Betracht, dass man am Ende trotz Studium und zig Praktika ohne Arbeit dastehen könnte.

Fast jeder Mitschüler, den ich während meiner Ausbildung an einer Schule mit sogenannter bester Reputation kennen lernte, gestand mir seinen «Hochstaplerkomplex»: die Angst, irgendwann aufzufliegen, weil jemand merke, dass er in Wahrheit gar nichts könne und nur durch einen glücklichen Irrtum in dieser Schule gelandet sei. Der Schulleiter bestätigte uns darin, als er uns sagte, dass wir trotz strengem Aufnahmeverfahren kein Recht hätten, uns als elitären Zirkel zu betrachten: «Bisher haben Sie nämlich von gar nichts eine Ahnung.»

Allerdings muss die eigene Leistung heute viel häufiger unter Beweis gestellt werden. Man muss sich so oft präsentieren, vor immer neuen Menschen, dass man sich daran gewöhnt hat, für sich wie für ein Produkt mit optimaler Verpackung Marketing zu betreiben.

Aus seinem Studium der mittelalterlichen Geschichte ist Luchsinger im Gedächtnis geblieben, dass einem im 11. Jahrhundert im Laufe des Lebens rund 150 Menschen begegneten. Mit dieser Zahl von Leuten stehe er täglich in Kontakt, per Mail.

Das Design bestimmt das Bewusstsein. Das Design des eigenen Auftritts und Körpers. Es fängt an bei der Photoshop-Bearbeitung der Facebook-Alben. Es hört auf bei der chirurgischen Nachbearbeitung seines Körpers.

Mit 15 träumten meine Freundinnen und ich die typischen Mädchenpubertätsträume: Unsere Nasen wurden über Nacht durch Zauberei begradigt, unsere Beine verschlankt, unsere Brüste — Push-ups gabs noch nicht — aufgepolstert. Und jetzt?

Niemand weiss das so gut wie Eva Neuenschwander, Plastische Chirurgin in der Zürcher Privatklinik Pyramide. Spricht man mit ihr, gewinnt man den Eindruck, der Minderwertigkeitskomplex sei ein Relikt der Vergangenheit. Nach wie vor werden jene zu ihren Patientinnen und Patienten, deren Nase über die Norm hinausragt. Aber die Quasimodos verschwinden von der Bildfläche. Seitdem jedem, auch noch dem 70-Jährigen, eine Zahnspange verpasst wird, sind Unregelmässigkeiten aus dem öffentlichen Bild getilgt. Welches Kind, fragt Dr. Eva Neuenschwander, entwickelt noch einen Buckel oder eine Hasenscharte?



# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

«Man interveniert früher, bevor sich ein Minderwertigkeitskomplex auswächst», sagt sie, «denn heute wird ein normaler Körper als ein Menschenrecht angesehen, das man, dank Wohlstand und moderner Medizin, einfordern kann».

Die meisten Leute kommen nicht mehr in ihre Praxis, hat Eva Neuenschwander festgestellt, weil sie sich eine Abnormität oder etwas, was sie dafür halten, wegoperieren lassen wollen. Sie suchen sie auf, weil es ihnen nicht reicht, «sich schön zu fühlen, sie wollen es sein».

Perfektion ist der Massstab dabei. Früher hat man es vielleicht vermocht, über seinen menschlichen Makel Witze zu machen — wem bot sich schon die Option, sein Äusseres im OP-Saal aufhübschen zu lassen? Es blieb einem nur die Selbstironie. Im Grunde ist Humor nicht mal das schlechteste Mittel, Abstand zu sich selbst einzunehmen. Aber heute, wo unsere Gesellschaft stets darauf bedacht ist, politisch korrekt zu sein und darüber immer humorloser wird, vergeht einem das Lachen. Abgesehen von dem aus Schadenfreude.

Heute macht man sich einen Spass daraus, über die vom Kaliber eines Guttenberg zu spotten, jene, die zu dick auftragen und sich dabei erwischen lassen. Die darüber vergessen, dass Eigenwerbung zwar in Ordnung ist, aber Werbung schon lange nicht mehr für wahr gehalten wird.

Trotzdem können sie einem auch ein bisschen leid tun, die öffentlich Gefallenen: weil das Netz nichts vergisst. Kein Kratzer im Lack kann jemals poliert werden, ohne dass Schlieren bleiben.

Wir alle sind zu Bluffern geworden, behauptet der Kulturwissenschaftler Christian Saehrendt. Während seine Generation, die nicht nur durch Zufall meine ist — er ist 1968 geboren — noch beigebracht bekam, alles und alle bis zum Erbrechen kritisch zu hinterfragen, die Atomkraft genauso wie die eigene Beziehungsfähigkeit, und den Selbstzweifel fast zur Existenzform zu erklären, würden sich die Guttenbergs des Alltags auf dem bequemsten Weg durchs Leben mogeln, ohne jedes Unrechtsbewusstsein. Damals sei der Selbstzweifel ab und an bis zum Selbsthass gegangen — Saehrendt erinnert sich mit Schauern an die Softies der Achtzigerjahre, von denen sich einige sterilisieren liessen. Heute sei die Losung unserer Gesellschaft: Yes, we can! Dazu passe, dass die Zahl der Fälle von narzisstischer Persönlichkeitsstörung stark zugenommen hat, so wie die der Betrugsdelikte.

Man muss gar kein Hochstapler sein, sagt Saehrendt, um das Prinzip des Bluffs zu seinem Vorteil anzuwenden. «Guttenbergs Verhalten war keineswegs ungewöhnlich,

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

vielmehr war es Ausdruck des neuen gesellschaftlichen Mainstreams einer uferlosen Selbstinszenierung.»

Selbst in der Schweiz würden Bescheidenheit und Understatement mehr und mehr zu raren Tugenden — Saehrendt befürchtet gar, dass die Epidemie der Eitelkeiten eines Tages die Stabilität der Gesellschaft untergraben wird: «weil eine Kultur der Unwahrhaftigkeit entsteht, in der ich gezwungen bin, mich zu fragen, wer das neben mir in Wahrheit ist und wer er morgen sein wird».

Es gibt viele Narzissmus-Forscher, welche die Finanzkrise auf die allgemeine Tendenz zum aufgeblähten Ego schieben — hätten sich Banker wie Kleinbürger nicht dem Grössenwahn hingegen, wäre die Wirtschaft nicht kollabiert.

Bloss muss ich mich nicht an der eigenen Nase fassen? Muss ich nicht als Mutter einer kleinen Tochter gegensteuern? Sage ich ihr nicht auch viel zu oft, wie grandios ich sie finde? Erfülle ich ihr nicht jeden Wunsch, bevor er aufkeimt? Begegne ich ihrer Quengelei nicht mit lauter Versprechungen, wider besseren Wissens, dass Kinder geborene Narzissten sind, denen man die Allmachtsfantasien liebevoll austreiben soll? Was, wenn es endet wie in dem alten Witz: Ein Autofahrer hört im Radio «Ein Geisterfahrer auf der A3». Der Fahrer sagt: Einer? Hunderte.

Zwischen Selbst- und Fremdwahrnehmung klafft naturgemäss ein Spalt, aber eine Kluft? Ist es nicht wichtig, ab und zu eine Enttäuschung hinnehmen zu müssen, auch eine über sich selbst?

Stattdessen lernt man schon als Kind, die Welt als gigantische Werbefläche für sein Image zu betrachten. Sich unaufhörlich die Aufmerksamkeit zu sichern, weil einen alle glauben machen, dass sich ein Leben ohne Applaus nicht lohnt. Ist doch nur menschlich, dass der Hunger nach Beifall dann zur Gier nach Bestätigung wird. Was mache ich, wenn meine Tochter später mal zu einem Casting gehen will, einfach mal schauen, was draus wird? Obwohl sie weder tanzen kann noch singen?

Ich kenne einige, die ihre Kinder für hochbegabt halten, obwohl sie das nie aussprechen würden. Bringt das Kind schlechte Noten nach Hause, überlegen sich Papa und Mama, zu klagen: Ist ja bekannt, dass gerade die Ausnahmetalente wegen Unterforderung zu Schulversagern werden. Und hängt nicht im Schrank das T-Shirt mit der Aufschrift «Little Princess»? Trägt ein anderes Kind den gleichen ausgefallenen Namen: Nemo, Ulaja, Ria?

Angenommen, die ersten Enttäuschungen kommen mit 30 oder so, kann man dann nicht immer noch versuchen, die bequemen Vorstellungen, die man von sich hat, zu

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

retten? Um sich verkannt zu fühlen, braucht man ja sogar ein riesiges Ego und zugleich ein geringes Selbstwertgefühl. Und mutterseelenallein ist man mit seiner Selbsteinschätzung auf keinen Fall — noch der grösste Freak findet im Chat Gleichgesinnte.

Oder verschwindet der Selbstzweifel mehr und mehr, weil nun die erste echte Scheidungskindergeneration erwachsen ist? Wo der Vater als widerständiges Subjekt fehlte?

Remo Largo, Koryphäe in Kinderangelegenheiten, glaubt weniger, dass die alleinerziehenden Mütter verantwortlich sind für die zunehmende Ich-Bezogenheit. Er ist davon überzeugt, dass der technische Fortschritt, soziale und wirtschaftliche Umwälzungen die Fundamente unserer Gesellschaft und unseres Ichs verändert haben. So habe das Internet das Wissensmonopol zerstört; jeder Student könne in der Mittagspause überprüfen, ob ihm sein Professor Stuss erzählt hat. Er darf ihn sogar nach der Vorlesung per Fragebogen bewerten.

Dadurch seien die Autoritäten erodiert, an den Hochschulen wie in den Familien — was Vater sagt, hat nicht mehr automatisch Gewicht. Dafür bestimmt die Frau mehr den Diskurs.

Mit der Emanzipation der Frauen sei jedoch auch der Konkurrenzdruck der Leistungsgesellschaft gestiegen — junge Mädchen haben begriffen, dass sie die Rolle der starken Powerfrau zu spielen haben. Ihre Unsicherheiten, ihre Verwundbarkeiten zu verstecken. Die seien aber nach wie vor da, sagt Largo, bei den Jungen und Männern seien sie eher stärker geworden.

Wir Eltern wollen für unsere Kinder keine Autorität mehr sein, nicht mehr befehlen und verfügen, sondern sein wie sie. Wir ziehen uns an wie sie, wir denken wie sie, sprechen wie sie. Wir sehen uns in unseren Nachkommen gespiegelt, nicht mehr nur phänotypisch. Zu einem Zeitpunkt, an dem wir identitätsstiftend auf sie wirken sollten, leiten wir unseren Eigenwert von der Grandiosität unseres Nachwuchses ab: Ist der überdurchschnittlich in allem, was er tut und macht, dann sind wir es. Immerhin sind wir die Form, die den Pudding gestürzt hat.

Dadurch bürden wir ihnen viel auf: Sie müssen das Versprechen einlösen, das wir in sie legen. Damit steigt ihre Kränkbarkeit, sobald die Wertschätzung von aussen mal ausbleibt. Scheitern wird nicht mehr eingeplant, Frustrationstoleranz — das Schlagwort der Siebzigerjahre-Pädagogik — nicht mehr trainiert. Es gibt kaum einen, der sein Kind grundlegend kritisiert, weder zu Recht noch zu Unrecht. Unser Haupterziehungsziel besteht darin, ihnen «ein gesundes Selbstbewusstsein» mitzugeben. Sind die Prinzessinnen und Prinzen dann erwachsen, mutet für sie jede Zurechtweisung wie Majestätsbeleidigung an. Bis dahin ist ihnen doch auch nichts vorenthalten worden.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Selbst jene kleinere Frustration, die das Warten birgt, wurde mit dem Warten abgeschafft. Wer wartet überhaupt noch im Zeitalter des Smartphones?

Warten und Reifen sind aus der Mode gekommen. Auch in Hinblick auf die Persönlichkeit. Uns haben sie noch was von «Bildung und Persönlichkeitsentwicklung im humboldtschen Sinne» erzählt. Jetzt eignet man sich bestimmte Tools an, wenn man später Geld verdienen will. Fast Food Knowledge reicht.

Als Berufsanfängerin verstärkte sich mein Hochstaplerkomplex noch: Wie lange würde es dauern, bis die anderen feststellten, dass ich eine Flasche war? Meine Mutter redete mir gut zu: Die anderen kochen auch nur mit Wasser.

Nelly Riggenbach, Universum-Chefin für den deutschsprachigen Raum und an der Schnittstelle zwischen Hochschulen und Unternehmen, sagt, heute habe sich das Verhältnis in den Unternehmen umgedreht: Die älteren Angestellten in den Firmen würden fast bewundernd auf die Berufseinsteiger gucken, anstatt den gestandenen Profi herauszukehren. Über 50-Jährige fühlten sich vom Tempo und der Weltläufigkeit der Nachrückenden abgehängt. Die sind mit den digitalen Medien aufgewachsen, sprechen fließend Englisch, waren schon überall, haben Ausbildungsstationen in China, Indien, Mexiko hinter sich.

«Auslandsaufenthalte sind inzwischen Standard», sagt Riggenbach. Nichts, womit man noch beeindruckt, sagt auch Roland Held, Head Corporate Human Resources bei Geberit. Ein Bewerber müsse, seitdem die Zahl der Blender zugenommen habe, erläutern können, was genau er in einem Konzern gemacht habe. Bohre er im Einstellungsgespräch nach und verlange, die Arbeitsinhalte zu erfahren, dann könne er die Schaumschläger unter den Kandidaten rasch herausfiltern.

Umwege, Einbahnstrassen, Irrläufe haben keinen Wert mehr — ich tröstete mich in solchen Situationen damit, dass eine schlechte Erfahrung wenigstens eine Erfahrung ist. Erfahrung aber zählt nicht mehr viel. Sogar Depressionen laufen nun unter Burn-out. Das klingt weniger traurig, mehr nach Leistungs-Overkill eines Workaholics.

Die Momente, in denen man sich eine Blöße geben muss, sind rar geworden. Stattdessen pfeift mir seit Jahren das Wort von der Selbstverwirklichung um die Ohren. Was aber, wenn ich gar nicht weiss, was in mir nach Verwirklichung schreit? Was, wenn mich die Grenzenlosigkeit der Möglichkeiten überfordert?

Sandra Hönle, 27, Betriebswirtschaftlerin, 500 Facebook-Freunde, sagt: «Ich empfinde eine Art Bringschuld. Wenn ich nach einem Arbeitstag nach Hause komme

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

und nichts mehr mache, weder einem ehrenamtlichen Amt nachgehe noch einem Hobby, dann habe ich das Gefühl eines verschwendeten Tags.»

«Um neue Impulse zu bekommen», hört sie beim Joggen Podcasts, etwa zu «Selbstoptimierung». Verbesserungspotenzial gibts ja immer. Früher sei man mit fünf anderen verglichen worden, «heute wird man mit der ganzen Welt verglichen».

Man müsse mitspielen, sagt Sandra Hönle, ob einem das Heisse-Luft-Produzieren gegen den Strich geht oder nicht. Ein bisschen Verstellung gehöre dazu, so anstrengend es auch sei, unentwegt auf der Bühne zu stehen und eine Show abzuziehen. Umso angenehmer findet sie es, zumindest bei den engsten Freunden nicht schauspielern zu müssen. Seine Selbstzweifel nicht verbergen, nicht anonym im Internet loszuwerden. Bei ihnen aussprechen zu können, dass man sich verlassen fühlt, weil man verlassen wurde. Anstatt allen weiszumachen, man habe sich in gegenseitigem Einvernehmen getrennt.

Wer sich schliesslich unter all den Erfolgsmenschen, den Schönen, Reichen, Klugen, als Verlierer empfindet, wer hinter seinen Möglichkeiten, den eigenen und fremden Ansprüchen zurückgeblieben ist, wer in seinem Narzissmus letztlich gekränkt wird — ja, was macht der?

Schlechte Umstände geltend? Das ungerechte Schicksal verantwortlich? Sich unsichtbar?

Vielleicht. Vielleicht auch nicht.

Vielleicht sollten wir demütig werden, wie es uns jene Wissenschaftler nahelegen, die sich mit der narzisstischen Gesellschaft befassen. Loben, dass wir es gut getroffen haben. Aber darf man deshalb Dankbarkeit von denen, die jetzt jung sind, erwarten? Dankbarkeit wird von der Rückschau genährt, nie von der Vorschau. Sollte nicht also jeder, der vorausblickt, der eine Perspektive entwickelt, auf das Vertrauen der älteren Generationen bauen dürfen? Auch auf ein Vertrauen in sein Selbstvertrauen?

Ist doch eigentlich das Beste, was uns allen passieren kann — auch wenn's uns manchmal aufstösst: Die Jungen sind selbstbewusst im eigentlichen Sinn. Sind sich ihrer Stärke bewusst, fühlen sich nicht als kleine Lichter, wissen, dass sie mit einem Klick eine Menge bewegen können.

Ganz so, wie es Nico Luchsinger, der 28-jährige Talentschuppen-Gründer, sagt: «Die Möglichkeit, dass die Welt durch uns besser wird, ist zumindest gegeben.» Dann schiebt er — dem das Selbstbewusstsein wie selbstverständlich in die kollektive Wiege gelegt

# Reporter**FORUM**

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

wurde — einen tröstlichen Satz hinterher: «Es geht auch darum, etwas zu machen, das über einen hinausweist. Das grösser ist als man selbst.»

## Du bist, wer du bist

*Schirach, 47, ist Strafverteidiger in Berlin und hat bislang zwei Erzählbände ("Verbrechen" und "Schuld") veröffentlicht, die international zu Bestsellern wurden. Jetzt ist sein erster Roman "Der Fall Collini" (Piper Verlag) erschienen. Darin erzählt er den Mord eines italienischen Werkzeugmachers an einem deutschen Großindustriellen; ein junger Rechtsanwalt übernimmt die Verteidigung, obwohl der Ermordete der Großvater seines besten Freundes war, und er findet heraus, dass dieser großväterliche Freund die Erschießung italienischer Partisanen zu verantworten hatte. Aber das eigentliche Thema des Romans ist die zweite Schuld der Deutschen, sind die Skandale der Nachkriegsjustiz bei der Aufarbeitung der NS-Taten, und am Ende stellt er auch die Frage, wie die Generation der Enkel mit der Schuld der Großväter umgehen kann. Schirachs eigener Großvater Baldur war ab 1931 Reichsjugendführer der NSDAP und ab 1941 Reichsstatthalter in Wien, wo er verantwortlich war für die Deportation der Wiener Juden. Er wurde 1946 in Nürnberg zu 20 Jahren Haft wegen Verbrechen gegen die Menschlichkeit verurteilt. Baldur von Schirach starb 1974.*

Von Ferdinand von Schirach, Spiegel, 05.09.2011

Als ich ein kleiner Junge war, kam mein Großvater aus dem Gefängnis. Ich war damals zwei Jahre alt. Meine Familie wohnte in München-Schwabing, in einem hübschen Haus aus dem 18. Jahrhundert, bewachsen mit Efeu und wildem Wein. Die Korridore waren ein wenig schief, ein paar Steinplatten zerbrochen, die Eingangstür klemmte. Ein dunkelgrünes Tor führte zur Kopfsteinpflasterstraße draußen, hinter dem Haus waren ein Labyrinth aus Rosenbüschen und ein Brunnen mit einem nackten Amor - er hatte nur noch den Bogen, der Pfeil war verlorengegangen.

Ich erinnere mich nicht an die Entlassung meines Großvaters. Alles, was ich weiß, stammt aus Erzählungen, von Fotos und aus Filmen. Mein Vater und seine Brüder holen ihn in einem schwarzen Wagen vor dem Gefängnistor ab. Davor steht die Pressetribüne, nur für diesen einen Tag gezimmert. Mein Vater trägt einen engen dunklen Anzug, er ist sehr jung und sehr unsicher. Mein Großvater ist dünn. Dann die Bilder aus dem Garten in München: Henri Nannen sitzt neben ihm auf einem alten Gartenstuhl aus Eisen, er führt die ersten großen Interviews. Meine Familie steht weiter hinten unter einer Kastanie. Mein Großvater spricht langsam, ein seltsamer Akzent: weimarisch. Wenn man die Interviews hört, ist man irritiert, dass diese Leute auch einen Dialekt hatten - Speer sprach badisch. Damals sagten alle, mein Großvater rede "druckreif", aber das ist Unsinn: Die Fragen der Journalisten waren abgesprochen, die Antworten hatte er eingeübt. Mein Großvater sagte nichts, womit ich hätte etwas anfangen können.

Als ich vier Jahre alt war, zogen wir in die Nähe von Stuttgart zu der Familie meiner Mutter. Mein Großvater kam kurze Zeit später nach. Wir wohnten in einem Park, den mein Urgroßvater noch vor dem Ersten Weltkrieg angelegt hatte: hohe alte Bäume, ein Haus mit Säulen und Freitreppe, Teiche, eine Gärtnerei. Mein Vater ging mit mir fischen und nahm mich mit auf die Jagd. Es war eine Welt für sich. Meistens war ich alleine. Ich wusste immer noch nicht, wer dieser Großvater war. Er hatte eine Sammlung Gehstöcke, in manchen waren Schnapsflaschen oder Uhren eingebaut, einer enthielt ein Florett, ein anderer sah aus wie der Stock des kleinen Muck.

Wir machten jeden Tag einen Spaziergang zu einem Kiosk außerhalb des Parks. Er musste langsam gehen, im Gefängnis war er auf einem Auge fast blind geworden, Netzhautablösung. Manchmal sprachen ihn Leute auf der Straße an, aber das mochte ich nicht. Und wir spielten jeden Tag Mühle, er gewann immer mit dem gleichen Trick. Irgendwann dachte ich so lange darüber nach, bis ich verstand, wie er das machte. Danach spielte er nicht mehr mit mir. Ich war damals fünf, sechs Jahre alt. Man sprach bei uns nicht viel mit den Kindern. Es hatte auch etwas Gutes: Wir wurden in Ruhe gelassen, wir lebten in unserer eigenen Welt. Aber irgendetwas umgab mich, das ich nicht erklären konnte. Ich wuchs anders auf als die Kinder im Ort, ich hatte kaum Kontakt zu ihnen. Mir blieben die Dinge fremd, und ich fühlte mich nie ganz zu Hause. Ich konnte das niemandem sagen, vielleicht können Kinder so etwas nie.

Zu Hause sagte niemand "Gefängnis", es hieß einfach nur "Spandau". Aber irgendwann hörte ich von einem Besucher, mein Großvater sei lange eingesperrt gewesen. Ich fand das aufregend, weil ich ein Buch über den Piraten Sir Francis Drake gelesen hatte. Ich bewunderte Drake sehr, und der wurde dauernd eingesperrt. Ich fragte meine Mutter, was mein Großvater gemacht habe. Ich weiß nicht mehr, was sie sagte, es war eine sehr lange Erklärung mit lauter Wörtern, die ich nicht kannte. Aber ich erinnere mich noch an ihre Stimme, die jetzt anders als sonst klang. Es muss etwas Schlimmes sein, dachte ich, vielleicht ein Fluch wie in den Märchen.

Plötzlich war er weg. Er hatte sich nicht bei mir verabschiedet. Viel später erfuhr ich, dass er alleine sein wollte. Er zog an die Mosel in eine kleine Pension. Es war wohl alles zu viel nach 20 Jahren in der Zelle. Kurz vor seinem Tod habe ich ihn noch einmal dort gesehen. An diesem Tag interessierte ich mich für den Fluss und die Weinberge und einen Esel, der dort lebte und dauernd die Zähne bleckte. Mein Großvater war ein alter Mann mit einer Augenklappe, den ich nicht kannte. Ich erinnere mich nicht, ob er an diesem Tag überhaupt mit mir gesprochen hatte. Auf seinen Grabstein ließ er schreiben: "Ich war einer von euch". Ein entsetzlicher Satz.



# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Mit zehn Jahren kam ich auf ein Jesuiteninternat. Natürlich war ich viel zu jung, aber irgendwie ging es schon, weil wir alle zu jung waren. Wir bekamen Postspargbücher mit unserem Taschengeld, vier Mark pro Monat. Am ersten Montag im Monat gaben uns die Patres die Bücher, und wir gingen zur Post, um das Geld abzuheben. Es war jedes Mal eine lange Schlange, der Beamte trug die Zahlen noch von Hand ein. Beim dritten oder vierten Mal winkte er mich nach vorne. Er sagte, er habe meinen Großvater gekannt, seine Augen glänzten. Ich könne nun immer an der Schlange vorbei direkt zu ihm kommen. Ich lief weg. Ein Pater versuchte mir an diesem Nachmittag zu erklären, was der Nationalsozialismus sei, was mein Großvater gemacht habe und warum er ins Gefängnis gekommen sei. Es war noch immer verwirrend und klang nach einer Geschichte aus einem J. R. R.-Tolkien-Buch mit fremden Wesen.

Mit zwölf Jahren begriff ich das erste Mal, wer er war. In unserem Geschichtsbuch war ein Foto von ihm: "Reichsjugendführer Baldur von Schirach". Ich sehe es noch vor mir: Mein Name stand tatsächlich in unserem Schulbuch. Auf der anderen Seite war ein Foto von Claus von Stauffenberg, darunter: "Widerstandskämpfer". Kämpfer klang viel besser. Neben mir saß ein Stauffenberg, ein Enkel wie ich, wir sind heute noch befreundet. Er wusste auch nicht mehr als ich.

Es dauerte noch eine Zeit, bevor der Nationalsozialismus durchgenommen wurde. Damals gab es in meiner Klassenstufe auch einen Speer, einen Ribbentrop und einen Lüninck. Nachfahren der Täter und des Widerstands - alle im selben Klassenzimmer. Meine erste große Liebe war eine Witzleben. Geschichte schien eine Sache zu sein, mein Leben eine ganz andere.

Zu Hause konnte ich später mit allen über diese Zeit reden. Es gab keine Geheimnisse - der einzige Vorteil mit so einem Namen ist vielleicht, dass nichts verborgen bleiben kann. Wir führten endlose Diskussionen, einer meiner Onkel schrieb ein Buch über ihn. Ich habe nie begriffen, warum mein Großvater der wurde, der er war. Sein älterer Bruder Karl beging in seinem Internat, in Roßleben, Selbstmord. Er wurde 18 Jahre alt. Es heißt, er habe es nicht verkraftet, dass der Kaiser abgedankt hatte, aber ein Buch mit Buddhas Reden lag aufgeschlagen auf seinem Tisch, als er starb. Seine Schwester Rosalind wurde Opernsängerin. Sein Vater war Intendant am Weimarer Theater, seine Mutter war Amerikanerin. Ich habe ein Bild von ihr, eine schöne Frau mit einem schmalen Hals. Sie stammte von den "Mayflower"-Einwanderern ab, ein Vorfahre hatte die amerikanische Unabhängigkeitserklärung mit unterzeichnet, ein anderer war Gouverneur von Pennsylvania. Die Schirachs waren Richter, Historiker, Wissenschaftler und Verleger gewesen, die meisten dienten dem Staat, seit 400 Jahren hatten sie Bücher geschrieben. Mein Großvater wuchs in dieser großbürgerlichen Welt auf, ein behütetes, weiches Kind. Auf frühen Bildern sieht er wie ein Mädchen aus, bis zu seinem fünften Lebensjahr sprach er nur Englisch. Er war 17, als er Hitler kennenlernte, mit 18 trat er in die NSDAP ein. Warum begeistert sich jemand, der während des Studiums morgens im Englischen Garten ausreitet, für das Dumpfe und

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

das Laute? Warum ziehen ihn Schläger, rasierte Stiernacken und Bierkeller an? Wieso begreift er, der gerne über Goethe schrieb und Richard Strauss zum Patenonkel eines Sohnes machte, nicht schon bei der Bücherverbrennung, dass er jetzt auf der Seite der Barbaren steht? War er zu ehrgeizig, zu ungefestigt, zu jung? Und für was wäre das überhaupt wichtig? "Was war mit mir?", sollen seine letzten Worte gewesen sein - eine gute Frage, aber keine Antwort.

Später, während des Studiums, habe ich alles über die Nürnberger Prozesse gelesen. Ich habe versucht, die Mechanismen dieser Zeit zu verstehen. Aber die Erklärungsversuche der Historiker taugen nichts, wenn es der eigene Großvater ist. Er ging in seine Loge in der Wiener Oper, ganz der sogenannte Kulturmensch, und ließ gleichzeitig den Hauptbahnhof zum Abtransport der Juden sperren. Er hörte 1943 in Posen Himmlers Geheimrede über die Ermordung der Juden - er wusste ohne jeden Zweifel, dass sie umgebracht wurden.

Unzählige Male wurde ich auf ihn angesprochen. In jeder nur denkbaren Form: offen, unverschämt, wütend, bewundernd, mitleidig, aufgeregt. Es gab Morddrohungen und Schlimmeres, manchmal ist es zu viel. Aber das alles wird gleichgültig, wenn ich an Wien denke, belanglos. Jetzt werde ich in den Interviews zu meinem neuen Buch wieder nach ihm gefragt. Man will wissen, ob mein Leben ohne diesen Namen anders verlaufen wäre, ob ich einen anderen Beruf gewählt hätte, ob ich mich sonnetwegen mit Schuld beschäftige. Solche Fragen müssen wohl sein. Die Journalisten bleiben höflich, aber sie finden es auch ein wenig seltsam, wie ich mich verhalte: Ich sage Termine ab, wenn ich glaube, es gehe zu sehr um ihn. Sie denken, ich wiche aus - und sie haben damit recht. Ich kann keine Antworten geben: Ich kannte ihn nicht, ich konnte ihn nichts fragen, und ich verstehe ihn nicht. Deshalb dieser Text. Es ist das erste Mal, dass ich über ihn schreibe, und es wird das letzte Mal sein.

Vor Gericht werden Verbrechen untersucht. Der Richter prüft, ob der Angeklagte der Täter war, danach wiegt er seine Schuld. Die meisten Verurteilten unterscheiden sich nicht sehr von uns. Sie strauchelten, fielen aus der normalen Gesellschaft, sie glaubten, ihr Leben sei ausweglos. Oft ist es nur Zufall, ob ein Mensch Täter oder Opfer wird. Geliebtentötung und Selbstmord liegen nah beieinander.

Das, was mein Großvater tat, ist etwas völlig anderes. Seine Verbrechen waren organisiert, sie waren systematisch, kalt und präzise. Sie wurden am Schreibtisch geplant, es gab Memoranden dazu, Besprechungen, und immer wieder traf er seine Entscheidung. Der Abtransport der Juden aus Wien sei sein Beitrag zur europäischen Kultur, sagte er damals. Nach solchen Sätzen ist jede weitere Frage, jede Psychologie überflüssig. Manchmal wird die Schuld eines Menschen so groß, dass alles andere keine Rolle mehr spielt. Natürlich, der Staat selbst war verbrecherisch, aber das entschuldigt Männer wie ihn nicht, weil sie diesen Staat erst erschufen. Mein Großvater brach nicht

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

durch eine dünne Decke der Zivilisation, seine Entscheidungen waren kein Missgeschick, kein Zufall, keine Unachtsamkeit. Heute fragen wir in einem Strafverfahren, ob dem Angeklagten bewusst war, was er tat, ob er es noch verstehen, ob er noch Recht von Unrecht unterscheiden konnte. Das alles ist für meinen Großvater schnell beantwortet. Gerade seine Schuld wiegt schwer: Er stammte aus einer Familie, die seit Jahrhunderten Verantwortung trug. Seine Kindheit war glücklich, er war gebildet, die Welt stand ihm offen, und er hätte sich leicht für ein anderes Leben entscheiden können. Er wurde nicht unschuldig schuldig. Es sind immer auch die Voraussetzungen eines Menschen, die am Ende das Maß seiner Schuld bestimmen.

Die Schuld meines Großvaters ist die Schuld meines Großvaters. Der Bundesgerichtshof sagt, Schuld sei das, was einem Menschen persönlich vorgeworfen werden könne. Es gibt keine Sippenhaft, keine Erbschuld, und jeder Mensch hat das Recht auf eine eigene Biografie. In meinem Buch schreibe ich nicht über ihn und nicht über seine Generation. Ich weiß nichts von diesen Männern, was nicht schon tausendfach gesagt und erforscht wurde. Unsere Welt heute interessiert mich mehr. Ich schreibe über die Nachkriegsjustiz, über die Gerichte in der Bundesrepublik, die grausam urteilten, über die Richter, die für jeden Mord eines NS-Täters nur fünf Minuten Freiheitsstrafe verhängten. Es ist ein Buch über die Verbrechen in unserem Staat, über Rache, Schuld und die Dinge, an denen wir heute noch scheitern. Wir glauben, wir seien sicher, aber das Gegenteil ist der Fall: Wir können unsere Freiheit wieder verlieren. Und damit verlören wir alles. Es ist jetzt unser Leben, und es ist unsere Verantwortung.

Ganz am Ende des Buches fragt die Enkelin des Nazis den jungen Strafverteidiger: "Bin ich das alles auch?" Er sagt: "Du bist, wer du bist." Das ist meine einzige Antwort auf die Fragen nach meinem Großvater. Ich habe lange für sie gebraucht.

## Die neun Gemeinplätze des Atomfreunds

*Jahrzehnte der Atomkraft-Debatte haben die Sprache manipuliert. Die Sätze, die wir während des Moratoriums hören, sind Ablenkungsmanöver. Sie formulieren Thesen, die keine sind, und beleidigen die öffentliche Vernunft. Eine Analyse der wichtigsten Versatzstücke.*

Von Frank Schirrmacher, Frankfurter Allgemeine Zeitung, 28.03.2011

### 1. Deutsche Atomkraftwerke sind die sichersten der Welt

Scheint eine technische Aussage zu sein, ist aber in Wahrheit nur ein moralischer Vergleich. Sie sagt nur: Im Vergleich zu dem, was andere Menschen tun, tun wir das Beste. Er vergleicht nichts Technisches. Denn dann müsste die Botschaft lauten: Auch im schlimmsten Fall strahlt unser Uran nur wenige Stunden und nicht Hunderte Jahre. Das ist natürlich absurd. Der Vergleich ist Augenwischerei: er hat nichts mit dem zu tun, was nach dem Eintritt des schlimmsten Falles passieren kann, sondern nur damit, wie Menschen im besten Fall vorsorgen können. Der Super-GAU ist nämlich per definitionem dadurch gekennzeichnet, dass er nur mit sich selbst verglichen werden kann. Da man das Restrisiko nicht ausschließen kann, heißt die einfache Formel für ein Moratorium: Selbst die sichersten Atomkraftwerke der Welt sind nicht sicher; oder: auch die sichersten Atomkraftwerke sind nur so lange sicher, wie sie sicher sind.

### 2. Absolute Sicherheit gibt es nicht

Eine klassische Inversion, eine Irreführung. Denn der Punkt ist ja, dass es diese absolute Sicherheit durchaus gibt: Wir wissen nämlich genau, was geschieht, wenn ein Atomkern schmilzt, wie lange Radioaktivität strahlt, was Cäsium und Jod mit dem Menschen und der Umwelt tun und wie viele Generationen im schlimmsten Fall zu leiden haben. Es ist diese absolute Sicherheit eines naturwissenschaftlichen Vorgangs, die sich zu der selbst von den Betreibern eingestandenen, relativen Unsicherheit der Kraftwerke verhält.

### 3. Risiko gehört zum Leben

Der Satz ist eine Tautologie. Das Leben ist immer ein Risiko. Gerade weil Risiken zum Leben gehören, besteht das Leben aus Risikoabwägungen. Die Perfidie des Satzes liegt in seiner Unterstellung, die Menschen müssten daran erinnert werden, dass es Risiken gibt. In Wahrheit ist mittlerweile das ganze Leben ein einziges Managen von Risiken, das beginnt, wenn man am Morgen die Haustür öffnet, und nicht endet, wenn man am Abend die Nachrichten schaut. Die Menschen des 21. Jahrhunderts leben in permanenter Risikoabwägung, nicht weil sie Sicherheitsfanatiker sind, sondern weil Risiken normativ geworden sind. Deshalb geht beispielsweise kaum noch jemand, ohne nach rechts und links zu sehen, über eine befahrene Straße. Dennoch gehen die Menschen über Straßen, wenn auch in der Regel nicht über Autobahnen. Ein Risiko eingehen heißt eben immer, sich Chancen auszurechnen. Die Heuristik, die Menschen anwenden, um derartige Risiken zu bewerten, hat Gerd Gigerenzer in anderem Zusammenhang definiert: "Vermeide Situationen, in denen viele Menschen zu einem Zeitpunkt ums Leben kommen." Der Satz "Risiko gehört zum Leben" meint aber im Fall des Super-GAU: Du musst damit rechnen, dass du, deine Familie und womöglich deine Nachkommen eines Tages alle auf einmal überfahren werden. Das hat nichts mehr mit Risiken zu tun, sondern mit Schicksal, dem man sich nur noch ergeben kann. Die Chance der Atomkraft besteht so gesehen nicht in billiger Energie, sondern in der Chance, dass der Super-GAU vorläufig nicht eintritt. Das ist sehr wenig Chance für das Risiko. Der leider heute vergessene Hartmut Gründler hat bereits vor Jahrzehnten im Literaturmagazin des Rowohlt Verlags "Die Sprache des großen Bruders" auf die Manipulation durch Sprache im atomaren Zeitalter hingewiesen. Er schlug schon damals vor, die euphemistische Wendung "Chancen und Risiken der Kernergie" durch die zutreffende Wendung zu ersetzen: "Chancen und Schaden durch die Kernenergie".

#### 4. Ein Fall wie Fukushima könnte in Deutschland nicht passieren

Der Trick besteht hierbei darin, Dinge zu vergleichen, die niemand miteinander vergleicht, und die Dinge, die vergleichbar sind, außen vor zu lassen. Natürlich könnte der gleiche Fall wie in Fukushima in Deutschland nicht passieren. Aber das gilt nur für die Auslöser. Es gehört zum Wesen des Super-GAU, dass er unwahrscheinlich ist. Er kann nur mit sich selbst verglichen werden. In anderen Ländern addieren sich andere Risikopotentiale, weshalb ja auch niemand für Tsunami-Dämme plädiert. Aber darum geht es gar nicht. Denn natürlich könnte ein Fall wie Fukushima passieren, wie jeder spürt. Man muss unterscheiden zwischen dem Eintritt des GAU, der überall anders sein kann, und zwischen der Fähigkeit der Menschen, ihn danach in den Griff zu bekommen. Das eine ist die Ausnahme, das andere aber - wie wir jetzt zum dritten Mal sehen - die Regel. Fukushima zeigt, dass Menschen im GAU atomare Prozesse, die sie eingeschaltet haben, nicht abschalten können. Das aber ist eine Erkenntnis von normativer Qualität: Was wir in Fukushima sehen, kann überall auf der Welt passieren.

#### 5. Auch wenn wir aussteigen, sind wir von Atomkraftwerken umgeben

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Das ist vielleicht das erbärmlichste aller Argumente, denn es bezeichnet die Selbstaufgabe von Politik. Man kann die Argumentation versuchsweise auf die Atomwaffenproliferation oder den Atomwaffensperrvertrag übertragen. Selbst wenn wir keine Atomwaffen haben, werden die anderen welche haben. Das war in der Vergangenheit kein Grund, sich selbst welche zuzulegen, sondern ein Grund, andere davon abzuhalten, sie zu bauen.

## 6. Der Strom kommt nicht aus der Steckdose

Gehört wie 2.) zu den Infantilitätsargumenten, mit denen Kritiker als naiv, weltfremd oder wohlstandsverwöhnt dargestellt werden. Abwandlung des Satzes "Das Gemüse wächst nicht im Aldi, sondern auf dem Acker". Die Gegner der Atomenergie reden von der Aussaat, Düngung und den Entstehungsbedingungen des Gemüses. Sie wollen über den Anbau entscheiden.

## 7. Die Chance/das Risiko, dass es zu einem Super-GAU kommt, ist extrem unwahrscheinlich

Die Chance, im Lotto einen Sechser zu bekommen, steht bei 1:136 Millionen. Trotzdem wird er in regelmäßigen Abständen gewonnen. Das hat natürlich mit der Vielzahl der Spieler zu tun. Genauso wird die Chance eines Super-GAU immer wahrscheinlicher, je mehr Atomkraftwerke entstehen. Die Chance, dass man sich beim Lotto den Jackpot noch mit anderen teilen muss, ist trotz der mikroskopischen Wahrscheinlichkeit immer noch gegeben. Die Chance, dass der Super-Gau von allen und ihren Nachkommen getragen werden muss, ist absolut sicher. Wir wetten nicht darauf, dass es nicht passiert, sondern nur, dass es nicht jetzt passiert. Bei einer genügend hohen Anzahl an Mitspielern wird es passieren.

## 8. Fukushima hat für uns überhaupt nichts verändert

Eine ganze technische Zivilisation weiß Wochen nach dem Ereignis weder, was wirklich geschehen ist, noch, was sie tun kann. Das ist eine Veränderung für die Geschichtsbücher. Dass uns körperlich nichts widerfahren ist, ändert nichts an der Übertragung auf die gesamte technisch-wissenschaftliche Kultur. Jochen Hörisch hat das vor Jahren am Beispiel Tschernobyl erläutert: Die Explosion verwundert den Experten, aber nicht den Studenten, der vor der Mensa Flugblätter verteilt. Er hat damit gerechnet. Fukushima hat für uns etwas verändert, weil eingetreten ist, womit kein Experte kalkuliert, aber jeder Mensch gerechnet hat.

## 9. Apokalyptiker! Die Menschheit hat ganz andere Sachen überlebt, sie wird auch das überleben

Die amerikanische Regierung hat vor Jahren eine Kommission einberufen, die sich überlegen sollte, wie man atomare Endlagerstätten mit Warnungen versehen könne. Das Problem war, dass die tödliche Gefahr Millionen Jahre anhält. Können die Menschen dann überhaupt noch lesen? Verstehen sie unsere Zeichen? Was bedeutet dann ein Totenkopf? Soll man Pyramiden bauen? Die Kommission, bestehend aus Anthropologen, Ethnologen und Schriftstellern, scheiterte faktisch. Daraus folgt: Dass wir es überleben, heißt nicht, dass es unsere Kinder überleben. Es gibt keine andere Technologie außer der atomaren, mit der wir so weit in Zukunft zielen können. Die Endlagerstätten aus der Zeit um Christi Geburt, wenn es sie schon gegeben hätte, hätten heute einen Bruchteil ihrer Gefährlichkeit erst eingebüßt. Vielleicht hätte es das neunzehnte Jahrhundert getroffen, das das Erdreich aufwühlte wie kein anderes. Der Bergwerksdirektor Goethe war emsig dabei. Wir müssten uns dann die Frage des Überlebens nicht mehr stellen, weil es uns, zumindest undeformiert, gar nicht gäbe.



## Wir brauchen eine europäische Suchmaschine

*Was man nachschlagen kann, braucht man nicht im Gedächtnis zu behalten. Nach dieser alten Lehrerweisheit funktioniert auch Google. Nur dass der Stoff von Google unser Leben ist.*

Von Frank Schirrmacher, Frankfurter Allgemeine Zeitung, 19.07.2011

Vor wenigen Wochen hielt Eric Schmidt, der frühere Chef und jetzige Aufsichtsratsvorsitzende von Google, in der American Academy zu Berlin eine denkwürdige Rede. Merkwürdigerweise wurde zwar über die zum Teil entsetzte Reaktion amerikanischer Professoren und Intellektueller berichtet - unter ihnen der Historiker Niall Ferguson -, aber nicht darüber, dass Schmidt seinen Vortrag mit einer spannenden technologischen Bekanntmachung eröffnet hatte. "Es sieht so aus", so Schmidt, "dass Sie im Jahre 2029 in einem einzigen Harddrive elf Petabytes (eine sehr große Zahl) digitalen Speicher für weniger als 100 Dollar kaufen können. Dieses Gerät wird nach meinen Berechnungen sechshundert Jahre lang jeden einzelnen Tag 24 Stunden lang in DVD-Video Qualität speichern können." Das reiche nicht nur für ein ganzes Leben von der Wiege bis zur Bahre, sondern es sei dann noch Platz für die nachfolgenden Generationen.

Zukunftsmusik? Keineswegs. Unter der Überschrift "Die Geburt eines Wortes" hat der Medienwissenschaftler Deb Roy gerade ein atemberaubendes Experiment vorgestellt. Roy wollte verstehen, wie Menschen zur Sprache kommen. Er verkabelte sein ganzes Haus mit Videokameras, um seinen kleinen Sohn Tag und Nacht dabei zu beobachten, wie er sprechen lernte: "Nach dem Zusammenschnitt von 90 000 Stunden Home-Video-Aufzeichnungen konnte man sehen, wie ‚gaaa‘ langsam zu ‚water‘ wurde."

Keine Erfahrung also, die nicht aufgezeichnet werden kann - und aufgezeichnet werden wird. Kein Wort, nicht einmal ein Räuspern. Aber damit längst nicht genug: Es wird ja alles Wissen, auch das, was wir selbst niemals wissen werden, festgehalten: nicht nur die Lieblingsmusik ebenso wie die Internetrecherche über Krankheiten, sondern auch die Schlüsselreize, die den individuellen Konsum über Gefühle und Assoziationen auslösen. Lebenslange Kreditkartengeschichten und ihre Deutung, nebst kritischem Kommentar der Google-Algorithmen, werden für jeden Einzelnen von uns so viele virtuelle Bände füllen wie Churchills "Geschichte der englischsprachigen Völker". Wir können uns selbst aufzeichnen und werden aufgezeichnet werden.



# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Ein ganz leises Vorbeben hat heute begonnen, und man muss Schmidt sehr ernst nehmen, wenn er sagt, dass das Internet-Zeitalter gerade erst begonnen hat. Da sie etwas ahnen von der Macht der Speicher, untersagen immer mehr Schüler bei Partys die Mitnahme von Foto-Handys. Menschen merken bass erstaunt, dass ihre Fotos und Namen unerlaubt in Netzwerken auftauchen. Wie aber, wenn das nur ein Vorspiel ist? Wenn unser ganzes Leben rekonstruierbar wird, weil es nicht nur als eigenes, sondern als Bestandteil anderer Leben im ewigen Speicher auftaucht? Facebook zeigt, wie leicht es ist, einen abwesenden Dritten zu rekonstruieren, wenn man nur genug Informationen über sein soziales Netz hat. Plötzlich ist man Freund, wo man vorher ein Niemand war. Man kann die visionäre Größe des ersten "Matrix"-Films nicht genug loben: Wir alle werden buchstäblich hineingesogen ins Netz, selbst die, die nicht mit iPhones, sondern noch von öffentlichen Telefonzellen aus telefonieren.

Die bislang unbeantwortete Frage lautet: Warum sollten Menschen das tun und wollen? Warum sollten sie zum Beispiel ihr Leben aufzeichnen? Warum sollte jemand in Facebook seinen Freunden mitteilen, dass er sich gerade den Mund abwischt? Soziale Kommunikation ist nur ein Teil der Antwort. Eine uralte Erfahrung der Menschen besagt: Nur das, was erinnert wird, ist wirklich geschehen.

Im Lichte von Eric Schmidts Ankündigung gewinnen die soeben in der Zeitschrift "Science" veröffentlichten Erkenntnisse über die Wirkung digitaler Speicher auf das menschliche Erinnerungsvermögen Brisanz. Sollten sich die Ergebnisse erhärten, wird die Studie von Betsy Sparrow und anderen eine Zäsur bilden, die im Leben jedes einzelnen Internetnutzers von großer Bedeutung sein kann. Das merkt man, wenn man freilegt, was die Forscher eigentlich sagen und wie sie es sagen. Das ist gar nicht leicht. Denn die Mitteilungen der Forscher sind mittlerweile durch die Lektüremaschinen des Internets gegangen und haben eine Unzahl einander zum Teil krass widersprechender Deutungen provoziert. Giesbert Damaschke hat in seinem Blog den ersten Rezeptionsschub schön zusammengefasst: Er reicht von "Internet macht vergesslich" (Spiegel online) bis zu "Internet macht vielleicht doch nicht dumm" (Zeit online).

Das Netz, das wird immer deutlicher, folgt den Regeln des talmudischen Kommentars, nicht denen des wissenschaftlichen. Offenbar nehmen wir Quellen, auch nachrichtliche, zunehmend als Glaubensinhalte wahr, nicht mehr als Fakten. Es könnte so sein, aber es könnte auch anders sein. Die alltägliche Wissenssozialisation beruht heute auf der Annahme: Die Fakten stimmen nicht mehr, jedenfalls stimmen sie nicht sehr lange - nicht deshalb, weil sie gelogen wären (auch das kommt vor), sondern weil sie schon in der nächsten Minute ganz anders sein können. Das Netz - in seinem gegenwärtigen Stadium - verhandelt deshalb vor allem das, was die Talmudisten "Lehrmeinungen" nannten - Meinungen, nicht Orthodoxien. Das führt allerdings oft dazu, dass sich auf den labyrinthischen Wegen der Deutungen, des unvollständigen Lesens (etwa der Pressemitteilung, wie im vorliegenden Fall, statt des Textes) die Ursprungsquelle bis zur Unkenntlichkeit entstellt.

Zunächst: Betsy Sparrow und ihre Kollegen reden nicht über das Internet. Sie reden über Suchmaschinen. Sie reden also in Wahrheit über Google. Die Forscher sagen im Kern: Die Google-Suche führt dazu, dass wir uns weniger Dinge merken können, aber dafür besser wissen, wo wir sie finden können. Probanden, denen man sagte, dass eine durchaus banale Information in ihrem Computer nicht mehr gespeichert, sondern gelöscht werde, merkten sich diese Information besser, als wenn sie davon ausgehen konnten, dass der Computer alles für sie behalte. Die Forscher analysieren also nicht die gleichzeitig auftretenden Kollateraleffekte der Weltwahrnehmung durch Suchmaschinennutzung, die als erster Nicholas Carr in seinem berühmten Artikel "Is Google Making Us Stupid?" in Worte fasste: die Überforderung durch Echtzeitkommunikation und permanenten Vernetzungstress. Das macht ihre Studie so "rein", denn es genügt, sich die Google-Effekte anzuschauen, um, wie Betsy Sparrow in der "New York Times" gestand, von den Erkenntnissen einfach "umgehauen" zu sein.

Die Auslagerung unseres Wissens ins Netz, so die Schlussfolgerung, korrespondiert mit einer Auslagerung unseres Gedächtnisses ans Netz - und genau mit dem, was die Google-Chefs seit jeher als ihre wahre Vision und ihr Geschäftsmodell annoncierten. Warum soll man sich darüber aufregen? Die amerikanischen Forscher sind sehr darauf bedacht, nicht in den Ruf der Kulturpessimisten zu geraten. Es ist so, es war schon öfter so - man denke an die Polemik des Sokrates gegen die Schrift -, der Mensch hat schon immer Wissen und Erinnerung ausgelagert. Mit dem Merksatz "Das was man nachschlagen kann, muss man nicht erinnern" zitiert Jürgen Kuri vom Magazin "c't" seine alten Lehrer. Die Externalisierung von Wissen findet in jeder Bibliothek und in jedem Katasteramt statt.

Doch diese sehr sympathische Lesart übersieht etwas sehr Wesentliches. Bisherige Speichermedien speicherten Vergangenheit - man kann sogar sagen, das Speichern machte sie zur Vergangenheit, im günstigsten Fall zu Bestandteilen eines verbindlichen Kanons. Nicht nur Anzeigenpreise bei Zeitungen sind von dem limitierenden Faktor "Papier" bestimmt, auch die Speicherung von Wissen ist es immer gewesen. Das gab ihr, wie bei Geldscheinen, einen gleichsam materiellen Wert, auch wenn der gedruckte Inhalt am Ende nichts taugte.

Das ist anders, wenn man für 100 Dollar sechshundert Jahre in Echtzeit speichern kann. Der Informationswert liegt nicht mehr in der Information, sondern in ihrer Vernetzung. Googles Allwissenheit ist nicht literarisch, sondern sozial. Sie ist nicht nur "Wissen", sondern Erkenntnis über den Gebrauch des Wissens, die wiederum das Wissen permanent verändert. Die Auslagerung des Gedächtnisses der Menschheit an einen amerikanischen Privatkonzern betrifft nicht nur das, was man schwarz auf weiß besitzt, sondern auch alles das, was durch das Ineinander von Erinnerung und Erfahrung die Identität von Menschen überhaupt erst schafft. Dieses Wissen, nicht nur Goethes Farbenlehre, ist es, was Google organisiert. Nicholas Carr kommentierte die amerikanische Studie auf seinem Blog denn auch vorsichtig mit folgenden Worten:

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

"Wenn wir unser persönliches Gedächtnis formen, formen wir auch Assoziationen zwischen einzelnen Erinnerungen, die nur wir haben und die unentbehrlich sind für die Entwicklung eines tiefen, konzeptionellen Wissens."

Google übernimmt nicht nur das Speichern faktischer Wissensinhalte; Google - und das hat es bei noch keiner Externalisierung gegeben - übernimmt auch die Berechnung, Organisation und Deutung der Assoziationen, die wir beim Gebrauch dieses Wissens haben - wahrscheinlich ist das sogar der eigentliche, in der Tat faszinierende Hauptzweck einer Operation, die mittlerweile genau weiß, wie lange ein Cursor unschlüssig auf einer Straße bei Google Earth verweilt, der vorher bei Google Search auf Spielbanken geklickt hat.

Man stelle sich den Chef der Preußischen Staatsbibliothek vor, der nicht nur genau weiß, wie sich die Inhalte all seiner Millionen Bücher aufeinander beziehen. Nein, er weiß über jeden einzelnen Satz in jedem einzelnen Buch seiner unermesslichen Bibliothek, wie lange die Leser bei ihm verweilen, ob sie ihn lesen oder überlesen, welche andere Fragen sich ihnen stellen, ob sie je auf ihn zurückkommen. Schon bald kennt er ihre Assoziationen, und all das wird wieder Bestandteil des Wissens, das er verwaltet und organisiert.

Das ist keine Auslagerung von Erinnerung mehr, sondern deren Ersatz, und weil es sehr angenehm ist und dem Leser viel Zeit spart (denn der Bibliotheksdirektor teilt einen gewissen, wenn auch nur den bereits allgemeinen verfügbaren Teil seiner Erkenntnisse mit den Benutzern), machen wir alle gerne mit. Wir zahlen den Preis gerne: Es macht Spaß, das Gehirn auszuräumen und mehr Raum für anderes zu haben.

Wofür eigentlich? Es geht nicht um das Geburtsjahr von Kant und die beste Art, einen Käsekuchen zu backen. Welche Identitäten entstehen, wenn auch unser soziales und assoziatives Erinnern ausgelagert ist? Was heißt es, wenn es gleichsam GPS-Routenplaner für das ganze eigene Leben und das der Mitwelt gibt, die uns vom Zwang des Einprägens befreien und etwas Neues an dessen Stelle setzen?

Es ist üblich, dass solche Debatten von den Auskennern sofort relativiert werden. Und man uns gönnerhaft wissen lässt, der technologische Fortschritt lasse sich von solchen Bedenken nicht aufhalten. Das beantwortet aber die Frage nicht, die heute so drängend ist wie keine andere: Was ist die politische und soziale Macht einer Suchmaschine? Wie groß ist diese Macht eigentlich, wenn die Menschen ihr so sehr vertrauen, dass sie ihr Gedächtnis opfern? Nach dem Stand der Dinge liegt das wirkliche Wissen heute in der Hand von einem, mit Apple und Facebook maximal drei Mega-Konzernen. Was heißt es, dass wir von dem virtuellen Bibliotheksdirektor niemals erfahren, was eigentlich das relevante Wissen der Jetztzeit ist: welche Schlüsse er aus unseren

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Lektüren, unserem Verhalten, unserem Konsum, unserem Leben zieht? Was er weiß? Vielleicht müssen wir uns Gott als diesen Bibliotheksdirektor vorstellen.

Während - Frank Rieger hat darauf hingewiesen - die EU Milliarden ausgibt, um mit Galileo das GPS noch einmal nachzubauen, ist die Entwicklung einer europäischen Suchmaschine schon im ersten Anlauf gescheitert. China, besorgt um seine Deutungshoheit, hat Baidu. Man muss das Werkzeug Google, mit dem wir heute alle arbeiten, nicht perhorreszieren. Aber eine europäische, nicht privatwirtschaftliche Suchmaschine, die keiner politischen oder ökonomischen Kontrolle unterliegt, ist vielleicht das wichtigste technologische Projekt der Gegenwart. Der Chaos Computer Club wäre ihr TÜV. Wenn wir diese Maschine nicht bauen, werden wir uns eines Tages vielleicht an uns selbst nur in einem einzigen Moment erinnern: wenn wir zum ersten Mal unser von der Videokamera aufgezeichnetes Bild auf dem Computerschirm sehen.

Man kann die visionäre Größe des ersten "Matrix"-Films nicht genug loben: Wir alle werden buchstäblich hineingesogen ins Netz.

Das Netz folgt den Regeln des talmudischen Kommentars. Quellen, auch nachrichtliche, nehmen wir zunehmend als Glaubensinhalte wahr.

Die Studie von Betsy Sparrow und Kollegen ist eine Zäsur, die im Leben jedes einzelnen Internetnutzers von Bedeutung sein kann.

## Die schwarze Messe der Geldschöpfung

*Seit seiner Trennung vom Gold ist Geld kein Zahlungsmittel mehr, sondern eine Kreditkonfession. Die moderne Geldwirtschaft beruht auf der Fabrikation von Schulden – und auf dem Glauben daran, Kredite seien ins Unendliche verlängerbar. Höchste Zeit für einen Säkularisierungsschub, meint WirtschaftsWoche-Chefreporter Dieter Schnaas.*

Von Dieter Schnaas, WirtschaftsWoche, 07.10.2011

Es gibt viele Gründe für moderne Finanz- und Staatsschuldenkrisen. Der wichtigste ist, dass Ökonomen nichts von Geld verstehen. Bis heute krankt die klassische Theorie an der idealisierten Neutralität ihres „Marktgeldes“, das sich angeblich der stillschweigenden Übereinkunft freier Kaufleute verdankt. Geld differenziert und verflüssigt den Handel, es verkürzt die Tauschvorgänge der Erwerbsgetriebenen, und es verringert die dabei anfallenden Transaktionskosten – das ist der putzig-harmlose Geldbegriff der Ökonomen. Und tatsächlich: Gilt nicht bis weit ins 18. Jahrhundert hinein überall in Europa der Wert der kuranten Münze, des Goldstücks als Stück Gold, das von den Händlern wegen seines „inneren Wertes“ geschätzt wird, wegen seines Metallgehaltes und seiner Substanz – unabhängig davon, wer ihm wo mit welchem Recht Gültigkeit aufgeprägt hat? Der Gebrauchswert des Geldes bemisst sich an seinem Inhalt, an dem, was es „in sich“ trägt, an seinem wahren Wert und Waren-Wert – damals.

Und heute? Heute wissen wir, dass Geld rein gar nichts beinhalten muss, dass modernes Papier- und Buchgeld seinen Wert nicht speichert, sondern repräsentiert und behauptet – und dass der klassischen Wirtschaftstheorie daher die entscheidende Pointe der modernen Geldwirtschaft entgeht. Das „Marktgeld“ der Kaufleute ist in Wahrheit ein Derivat des „Staatsgeldes“. Seine Funktionsfähigkeit hängt ausdrücklich nicht vom consensus omnium der Marktteilnehmer ab, sondern von der Protektion des Souveräns – und vom umfassenden Vertrauen der Geldgesellschaft in den Emittenten des Scheingeldes als Hüter seines „inneren Wertes“.

Am Anfang aller Geldwirtschaft steht der Staat, durch ihn wird Geld zu Geld, ein Geschöpf der Rechtsordnung, ein gesetzliches Zahlungsmittel, ein staatlich emittierter Bezugsschein auf Leistungen der Wirtschaft. Kein Geld ohne Legitimation und Deckung. Geld ist zu Geld erklärtes Geld, beglaubigt vom Vertrauen der Geldgemeinde in seine Gültigkeit und Güte, vom Staat ermächtigt, seinen kapitalistischen Dienst zu tun: Fiatgeld, wie es im Fachjargon so schön heißt, gewordenes Geld, das zu seiner

Anerkennung und Verwendung nichts anderes benötigt als ein behördliches Attest und... fiat pecunia – es werde Geld.

Die Erfindung des staatlich versicherten Papiergeldes ist die Urszene des modernen Geldglaubens, die (Ir-)Realisierung des Traumes vom synthetisch hergestellten Gold: magisches, stoffloses Geld, das grenzenlos geschöpft werden kann, buchstäblich aus dem Nichts heraus, destilliert aus der heißen Luft einer Schuldverschreibung, dank der man Kriege führen, Städte bauen, das Genom erforschen und zum Mars fliegen kann, Geld aus der Illusion von Geld, geschöpft aus der Behauptung: Dies Geld sei Geld.

Der Clou dieses Als-ob-Geldes, das die Zentralbanken den Geschäftsbanken und die Geschäftsbanken ihren Kunden (Staaten, Unternehmen) zur Verfügung stellen, besteht darin, dass es sich bei ihm nicht um verliehenes Geld handelt, also vorhandenes Geld, das „tatsächlich“ in der Welt, durch Gold hinterlegt oder von Ersparnissen auf Girokonten gedeckt wäre, sondern um neues Geld, das einerseits als Geld in der Welt ist – und andererseits eine Schuld repräsentiert.

Es ist Geld, das der Staat (und die Banken) sich selbst leihen, um die strahlende Zukunft der Menschheit mitten hinein in die Gegenwart zu zaubern – und um exakt die Progression des Sozialprodukts, der Einkommen und der Geschäftsgewinne herbeizuführen, die zur beizeitigen Begleichung der Schulden erforderlich sein werden. Anders gesagt: Die Banken sind keine Zwischenhändler, die Kreditnehmern Geld vermitteln würden, das andere überzählig haben, sondern Schuldfabriken, in denen wie am Fließband Anti-Geld produziert wird. Die Beträge, die die Bank-Werke verlassen, stehen einerseits zur Verfügung – und markieren andererseits eine Verbindlichkeit.

Bis zur Erfindung des modernen Anti-Geldes waren Kredite vor allem Wachstumsbeschleuniger und Wohlstandsmotoren. Im Unterschied zum Kapital, das die Geldquellen der Gegenwart anzapfte, ließen sie Kaufkraft aus einer imaginierten Zukunft fließen. Mit der Investition von Geld, das sie noch nicht besaß und morgen zurückzahlen würde, begründete die Menschheit das Hier und Heute. Das ging so lange gut, wie die Emission des Anti-Geldes durch Gold hinterlegt und gedeckt war – und Darlehen nicht nur eine verheißungsvolle Zukunft versprachen, sondern auch das Versprechen der Schuldner einschlossen, die vergegenwärtigte Zukunft mit der Realisierung der Geldfiktion (der Tilgung der Schuld) beizeiten einzuholen.

## Unerlösbare Schulden

Seit die Zentralbanken jedoch ihre Schulden nicht mehr begleichen (in Gold einlösen) müssen, seit sie den Geschäftsbanken unbegrenzt viel Geld zur Verfügung stellen können und die Geschäftsbanken immer weniger (Eigen-)Kapital vorhalten müssen, um ihrerseits frisches Anti-Geld zu schöpfen, dreht sich die Schuldenspirale mit beängstigender Zwangsläufigkeit ins Unendliche. Seither beruht die moderne

Geldwirtschaft auf der infiniten Fabrikation von Anti-Geld und auf seiner permanenten Verzeitlichung, auf der ständigen Vermehrung ins Unendliche verlängerbarer, ewiger Schulden – und auf der zunehmend heiklen Stabilisierung dieses unerlösbaren Schuldzusammenhangs.

Die Trennung des Geldes von seinem Wertstoff Gold ist daher nicht nur das Geburtsdatum der modernen Geldkonfession, sondern auch der Nukleus der gegenwärtigen Banken- und Schuldenkrisen. Weil die Produktivitätszuwächse in reifen Volkswirtschaften notwendig immer geringer ausfallen und die Rentenansprüche einer zunehmend älter werdenden Bevölkerung die Wohlstandszuwächse von morgen verlässlich aufzehren, müssen die wachsenden Kreditrückstände an den Kapitalmärkten gewissermaßen künstlich eingeholt werden, das heißt: mit „innovativen Finanzprodukten“, die das Geld von den Fesseln der Realwirtschaft, auf die es eigentlich bezogen ist, möglichst vollständig löst – und die immer innovativer werden müssen, um das zunehmend labile Perpetuum mobile der aneinandergelinkten Kreditfiktionen noch ausbalancieren zu können.

Die Aufgabe von modernen Kapitalmärkten besteht daher nicht wie ehemals darin, der Wirtschaft als ihr Seismograf über sich selbst Auskunft zu verleihen, sondern darin, dass das Geld sich in ihnen möglichst unbegrenzt vermehren kann. Die Börsen sind kein Markt der Märkte mehr, in denen die Wirtschaft sich selbst den Puls fühlt, sondern eine Geldmaschine, die darauf programmiert ist, alle Verbindungsreste zur schwach wachsenden Realwirtschaft zu kappen. Die „Entkopplung“ der Finanzmärkte ist unbedingt gewollt, ja: zwingende Voraussetzung dafür, dass das Wohlstandsversprechen überhaupt noch einigermaßen aufrechterhalten werden kann. Lebensversicherer, die ihren Anlegern in wachstumsreligiösen Niedrigzinsländern viereinhalb Prozent Rendite garantieren und mit Tagesgeldern und Schatzbriefen notwendig Verluste erwirtschaften, müssen sich mit B-Papieren mäßig beleumundeter Verschuldungsstaaten (etwa griechischen Staatsanleihen) eindecken – oder gleich auf Kreditausfälle, Währungsschwankungen und Staatsbankrotte wetten.

Politiker, Finanzmarktakteure und Wohlstandsbürger – sie alle huldigen der wundersamen Geldvermehrung an den Finanzmärkten wie einer monetären Befreiungstheologie; ihnen allen verheißt das goldgelöste Geld den Eintritt ins Scheinparadies der Pumpwirtschaft. Alles bläht und bläst sich auf in dieser Pumpwirtschaft, alles treibt und übertreibt: Arbeitnehmer rechnen mit dauerndem Erfolg auf dem Arbeitsmarkt und ständig steigenden Einkommen, Hauskäufer blicken einem permanenten Immobilienboom entgegen, umlagefinanzierte Rentner verlassen sich auf Lendenkraft und Storchensegen ihrer Enkel.

Sie alle sind an der Wahlurne damit beschäftigt, dem Geld sozusagen politikliturgisch das Mandat zur Stabilisierung ihres säkularreligiösen Prosperitätsglaubens zu erteilen – und die Partei zu wählen, die vorgibt, es besonders reichlich reproduzieren zu können.



# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Es überrascht daher kaum, dass wir in Parlamenten unentwegt monetärmissionarischen Laienpriestern begegnen, die uns die schwarze Messe der wundersamen Geldvermehrung lesen – und die frohe Botschaft verbreiten, Geld sei auch als Anti-Geld, als Kredit und Schuld, als verzeitlichtes Versprechen, das längst nicht mehr gehalten werden kann, nur Investition und Gewinn und Nutzen und Ertrag.

Eine sich selbst in Gang haltende Gelddruckmaschine

Das Einzige, was die Geldkonfessionsgemeinde zur Stabilisierung ihres Glaubens braucht, ist eine Finanzindustrie, die die magische Selbstreferenz des Geldes zu ihrer Geschäftsgrundlage erklärt – und die die von ihr behauptete These von der Reproduzierbarkeit des Geldes laufend kommuniziert. Drei Jahrzehnte lang hat eine ostentativ unbeaufsichtigte Branche den natürlichen Weg des Geldes vom investierten Kapital hin zu seinem Mehrwert abgekürzt – und dabei sich (dem Geld und uns) den lästigen Umweg über Arbeit, Produktion und Warentausch erspart.

Die Entkopplung der Finanzmärkte war der prachtvoll geglückte Versuch, eine sich selbst in Gang haltende Gelddruckmaschine zu erfinden: Der monetäre Stein der Weisen hat die Marx'sche Grundformel  $G - W - G'$  außer Kraft gesetzt, nach der man eine Summe  $G$  einsetzt, mit ihr eine Ware  $W$  kauft – und sie teurer verkauft, um dafür mehr Geld  $G'$  zu kassieren. Tatsächlich haben uns die Börsen vorgemacht, wie man das „ $W$ “ aus der Marx'schen Formel streicht und ohne Abstecher zum Profit gelangt:  $G - G'$  – das war's! Haben wir in diesen Jahren nicht alle wieder gelernt zu glauben? Zu glauben, dass Geld nichts als Geld benötigt, um unseren Reichtum zu mehren?

Aber ach, seit der Banken- und Staatsschuldenkrise 2008 ff. wissen auch die frömmsten Geldgläubigen, dass sich die Wirklichkeit durch Finanzmarktzaubereien eine Zeitlang schönen, nicht aber bannen lässt. Diese Krise ist eine Kreditkrise, im doppelten Sinne des Wortes, also eine Schulden- und eine Glaubenskrise (*credo*, lat.: Ich glaube), von der der Staat als Emittent des Geldes, als Bürge seines Wertes und letzte Instanz unseres Geldglaubens in besonderem Maße betroffen ist. Der Staat allein kann sich seiner Verantwortung nicht entziehen; bei ihm allein sammelt sich alle Haftung – und Hoffnung. Die Krise lässt sich daher nur verstehen, wenn man akzeptiert, dass der Gegensatz von Markt- und Staatswirtschaft in der modernen Geldwirtschaft aufgehoben ist. In Wirklichkeit haben wir es mit einem finanzmarktliberalen Staatskapitalismus zu tun, in dem Religion, Geld und Staat in Treu und Glauben aufeinander verwiesen sind: Kredit- und Vertrauenshändler alle drei, Schuldner des jeweils anderen, wechselseitig einander verbunden als Gläubiger und Begläubigte.

Die volkswirtschaftlichen Kosten der Banken- und Staatsschuldenkrise sind beinahe unermesslich – und doch fallen sie gering aus im Vergleich zu dem Schaden, den unser Geld-Welt-Verständnis genommen hat. Weil die Billionen, mit denen die Staaten ihren Banken und sich selbst zu Hilfe eilen, keine Zukunft mehr bewirtschaften, sondern Vergangenheit, hat das moderne Kreditgeld nicht nur seine Funktion, sondern auch



seine Legitimation eingebüßt. Jeder weiß, dass frisch geschöpftes Geld heute nicht mehr fruchtbar ist, weil sich an seinen Einsatz die Erwartung seiner Vermehrung knüpfen würde, sondern dass dieses Kreditgeld ans Gestern verschwendet und zeugungsunfähig ist.

Die Schulden, die wir heute machen, zaubern keine Zukunft mehr ins Heute, sondern tischen uns die verpassten Chancen der Vergangenheit auf. Das Geld arbeitet nicht mehr mit Blick auf sein Mehr; es stottert eine Gegenwart ab, die ihre künftigen Potenziale schon verbraucht hat. Frische Kredite schöpfen kein Geld, mit dem wir Schulen bauen könnten, sondern klären uns darüber auf, dass wir in einer bereits hinter uns liegenden Gegenwart die Zukunft aufs Spiel gesetzt – und verloren haben.

Die Zukunft gewinnen!

Kulturhistorisch betrachtet, wird sich die doppelte Kreditkrise daher als Säkularisierungsschock für den Geldglauben erweisen, als unumkehrbarer Wendepunkt in der Geschichte des monetären Ausdehnungswillens. Wir leben in einer Übergangszeit, an der Schwelle zu einer neuen Epoche des Kapitalismus, in der wir es (wieder) mit profanem Geld zu tun haben werden, mit Geld, das nicht kultisch beschwört, sondern verantwortlich bearbeitet wird. Die autosexuelle Befruchtung seiner selbst hat das Geld in seine dynamische Selbsterschöpfung getrieben; nun ist es an uns, ihm einerseits die Grenzen seiner Selbstbearbeitung aufzuzeigen und ihm andererseits neue Zugriffsmöglichkeiten zu eröffnen – jenseits des bankrotten Finanzmarktkapitalismus.

Die Politik ist auf Spielräume angewiesen, die Wirtschaft lebt von Innovationen – und wir alle bilden an der Vorstellung dessen, was wir einmal sein wollen, unsere Identität aus. Die zentralen politischen Fragen des 21. Jahrhunderts stellen sich damit wie von selbst: Wie kann der Staat dafür sorgen, dass wir mit „seinem“ Geld wieder über eine Zukunft verfügen, die sich uns nicht als beschädigte Vergangenheit aufdrängt? Welche Zukunft können wir monetarisieren, ohne sie zu verlieren? Auf welche Ressourcen kann das Geld zugreifen, ohne sie zu verschwenden?

Dass das Geld einer neuen Zukunft den Weg ebnen kann, hat sich im Übergang vom Industrie- zum Konsumkapitalismus schon einmal erwiesen. Das Geld hat die gesellschaftliche Arbeitsteilung und damit die Abhängigkeit aller von allen gefördert, das Proletariat als Lohnsumme verdinglicht und Handwerker zu schleuniger Facharbeit gezwungen, es hat uns dem Diktat der Uhr und unser Denken seiner Expansionslogik unterworfen – und es hat uns zugleich mit all den zivilisatorischen Annehmlichkeiten entschädigt, die es kaufen kann.

Offenbar besteht der Clou des Geldes darin, dass es uns ausgerechnet auf dem Höhepunkt seiner systemischen „Macht“ zugleich gegen seine ökonomische Logik

einnimmt, dass es unsere Aufmerksamkeit auf andere Dinge als sich selbst lenkt, dass es uns als Absolutgewordenes zwingt, seinen relativen Wert neu zu berechnen – und dass es uns Spielräume jenseits seines Herrschaftsbezirks eröffnet. Anders als Sozialisten und Banker, Sündenprediger und Nationalökonomien uns in seltsamer Einigkeit glauben machen wollen, ist die „Herrschaft des Geldes“ ein Mythos. Geld ist niemals (nur) Ziel unserer Leidenschaften, sondern immer (auch) Mittel unserer (anderweitigen) Selbst-Interessen. Eben deshalb sind wir gehalten, den überragenden Einfluss des Geldes zugleich einzuhegen und sein Vermehrungsvermögen zu fördern.

Die Globalisierung und der zivilisatorische Fortschritt führen uns täglich vor Augen, wie wichtig es ist, beides in eins zu denken. Weil mit der zunehmenden Erschöpfung der natürlichen Ressourcen die Zahl der knappen Güter wächst, für die gilt, dass sie sich entweder kooperativ oder gar nicht nutzen lassen (Wasser, Öl, Wald, Klima), konvergiert das neutrale Ausdehnungsinteresse des Geldes zwangsläufig mit den (Selbst-)Interessen zunehmend vieler Autoren. Immer mehr Fremde drängen uns dabei ihre Erfahrungen und Interessen auf: Inselbewohner, die vom Anstieg des Meeresspiegels bedroht sind, Nomaden, die an versandeten Weiden verzweifeln. Ihre Erzählungen bleiben nicht folgenlos. Erst seit sich die Weltwohlstandssphäre auf China, Indien, Südostasien, Südamerika und Teile der arabischen und afrikanischen Welt erstreckt, erst seit Geld global expandiert und von einem zivilisatorischen Fortschritt kündigt, der zunehmend viele Menschen, unabhängig von ihrer Religion und Kultur, für seine missionsunbedürftigen Vorzüge einnimmt – erst seither hat das Geld auch damit angefangen, den Preis für seine Expansionen zu bewirtschaften und ehemalige Kostenfaktoren in Einkunftsquellen zu verwandeln.

## Nebenkosten des wirtschaftlichen Wachstums

Das, was dem Zugriff des Geldes bisher entzogen war, das „Umsonst“ der Sonne, der Luft und des Wassers, aber auch das „Billige“ der afrikanischen Ressourcen, der asiatischen Lohnarbeiter und des arabischen Öls – das alles gewinnt seit einigen Jahren ständig an Wert und steigert seinen Preis. Plötzlich interessiert sich das Geld für alle Produktionsfaktoren und globalen Knappheiten – und damit für die Nebenkosten des wirtschaftlichen Wachstums. Plötzlich entschädigt es für die Benutzung der Natur, plötzlich bearbeitet es den Klimawandel, plötzlich prämiert es einen schonenden Umgang mit Mensch, Tier und Umwelt.

Der umfassende Erfolg des zivilisatorischen Fortschritts, den das Geld repräsentiert, ist seiner pragmatischen Evidenz wegen unaufhaltbar. Zivilisatorischer Fortschritt erwächst aus dem Vermögen, die Welt mithilfe des Geldes selbst-interessiert einzurichten. Und das Vermögen, den (relativen) Wert des Geldes selbst-interessiert einzuschätzen, erwächst aus dem zivilisatorischen Fortschritt. Geld herrscht nicht – solange wir es regieren (lassen), solange wir seine Nebenkosten einrechnen, seine Zugriffsmöglichkeiten steuern – und ihm eine Zukunft eröffnen, die wir mit seiner Hilfe gewinnen. Eine intakte Natur, sauberes Wasser, Gesundheit, gute Arbeitsbedingungen

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

und ein selbstbestimmtes Leben – das alles bedarf keiner Überzeugungsarbeit. Es bedarf nur ausreichenden Geldes.

## Die Lust am Bösen

*Warum der westliche Therapeutismus eine Illusion ist. Eine Streitschrift*

Von Eugen Sorg, Das Magazin, 05.02.2011

Vor einigen Jahren musste sich der Krankenpfleger Roger Andermatt vor dem Luzerner Kriminalgericht verantworten. Zwischen 1995 und 2001 hatte er mindestens vierundzwanzig Insassen in verschiedenen Seniorenheimen umgebracht. Er erstickte sie mit einem Frotteetuch oder einem Plastiksack oder verabreichte ihnen eine letale Dosis Beruhigungsmittel, oder er applizierte eine Kombination von beidem. Aufgeflogen war sein Tun, weil er in immer kürzeren Abständen tötete und die hohe Sterberate während seiner Dienstzeiten auffiel. Ein psychiatrisches Gutachten folgerte aus der Tatsache, dass Andermatt in der Freizeit als DJ arbeite, zwar messerscharf, dass er gern im Mittelpunkt stehe, also einen leicht narzisstischen Einschlag habe. Wie dies jedoch mit den Tötungen zusammenhängen sollte, blieb ungeklärt, und ansonsten attestierte es ihm volle Zurechnungsfähigkeit. Seine ehemaligen Kolleginnen und Kollegen schilderten ihn als fröhlich, hilfsbereit und beliebt, und auch Andermatts eigene Erklärungen gaben keine Hinweise auf irgendwelche abnormen oder monströsen Persönlichkeitsmerkmale des jugendlich wirkenden 36-Jährigen.

Er habe aus Mitleid getötet, erzählte er den Richtern, manchmal aber auch aus Rache, wenn eine der Alten ihm «auf den Wecker gegangen» sei. Angefangen habe es damit, dass er «einfach mal so die Idee» hatte, ein Tuch über das Gesicht einer Patientin zu legen. Er redete von seiner häufigen Überforderung im Beruf; von seiner Freundin, die ihn immer wieder aufgemuntert habe; von seinen stressbedingten Migräneanfällen; von seinem Stiefvater, dem er beweisen wollte, dass er kein Versager sei; von seiner Angst, im Team über seine Überforderung zu reden; von seinem schlechten Gewissen. Er erwähnte aber auch, dass er jeden Mord als Befreiungsschlag empfunden habe, und die befragten Zeugen aus dem Heim erinnerten sich, dass er jeweils pfeifend aus dem Zimmer der Opfer kam. Heute wisse er, sagte er in seinem Schlusswort, dass es falsch gewesen sei, was er gemacht habe. Er habe sich die Freiheit genommen, «Gott zu spielen».

### **Rührselige Erklärungen**

Dass sich Pfleger in Todesengel verwandeln können, ist ein bekanntes Phänomen. Wenige Jahre vor dem Fall Andermatt wurde derjenige der vier Krankenschwestern publik, die in einem Wiener Krankenhaus Dutzende Patienten umgebracht hatten. Wie Andermatt liessen sie sich anfänglich zwischen den Taten Zeit, um mit wachsender

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Enthemmung und Erfahrung immer häufiger tödliche Dosen Rohypnol oder Insulin zu spritzen oder den Patienten zu ertränken, indem sie ihn festhielten, seine Zunge mit einem Spachtel fixierten und Wasser einflössten, das direkt in die Lunge gelangte. «Mundpflege», nannten sie diese Behandlung untereinander.

Alle Todespfleger waren geschätzt in ihren Teams, begingen ihre Verbrechen kaltblütig und zunehmend dreister, nachdem sie die rote Linie einmal überschritten hatten, und behaupteten später, aus Mitleid und Barmherzigkeit getötet zu haben. Und wie jedes Mal, wenn plötzlich Grausamkeit und Gewalt einzelner Menschen die scheinbar sichere Ordnung erschüttern, setzte in der Öffentlichkeit eine hektische Deutungsarbeit ein, die vor allem den Sinn hatte, das erschütterte Vertrauen in die Vorhersehbarkeit der Dinge und die Verlässlichkeit der Mitmenschen wieder herzustellen. Wenn normale, intelligente, ersichtlich nicht geisteskrank Menschen solche Untaten begehen können, so die selbstverständliche Annahme, müssen sie unter grossen äusseren wie inneren Belastungen gelitten haben.

Fast dankbar griffen die Medien die rührseligen Versionen der Angeklagten auf, um daraus eine Anklage gegen die in ihren Augen wirklichen Schuldigen zu drehen. Fälle wie Andermatt, wusste die NZZ am Sonntag, wo «gestresste Pflegende keinen anderen Ausweg mehr sehen, als die Menschen umzubringen, mit denen sie alleine gelassen sind, häufen sich seit den Siebzigerjahren». Denn in den zunehmend seelenlosen Altersheimen und Spitalunternehmen hätten sie «das Gefühl, von ihrem Vorgesetzten und der Gesellschaft im Stich gelassen zu werden, am Ende der Hierarchie zu stehen». Oder, so die rhetorische Frage: «Warum konnte der <Todespfleger> mit niemandem in seinem Betrieb über seine Probleme sprechen?» Auch der «Tages-Anzeiger» beugte sich voller therapeutischer Empathie über den 24-fachen Mörder. Andermatt «sei, sagte er vor Gericht, unerfahren gewesen im Umgang mit Worten. In einem Team habe er sich zudem nicht wohl gefühlt. Vielleicht hat ihm auch das Vertrauen in die Vorgesetzten gefehlt.» Hätte ein gute institutionelle «Gesprächskultur» existiert, behauptete das Blatt, «wäre es nicht so weit gekommen». Aber dies koste eben «Zeit und Geld», was auch den «Sparpolitikern» unterdessen klar geworden sein sollte.

Keine der Analysen und Kommentare stellte die Frage, ob die Tötungen auch aus Lust am Töten heraus begangen worden sein könnten. Nicht aus einer beruflichen Stresssituation, nicht aus einem übersteigerten Mitleid, nicht aus irgendwelchen narzisstischen Kränkungen heraus. Sondern aus dem Gefühl der Allmacht, aus dem Rausch der Megalomanie, den jemand geniessen mag, wenn er darüber entscheidet, ob er das ahnungslose Opfer mit einer Überdosis Beruhigungsmitteln sanft aus dieser Welt schafft oder eher auf die grobe Art, indem er ihm ein Tuch aufs Gesicht presst, bis es nicht mehr zappelt. Der munter pfeifende Andermatt gab selber einen Hinweis darauf. Vielleicht hatte er sich den Satz, er habe «Gott gespielt», irgendwo angelesen, aber die Aussage, er habe jede Tötung wie einen «Befreiungsschlag» empfunden, klang irritierend wahrhaftig. Diese Bemerkungen wurden nicht weiter beachtet, stattdessen

hielt man sich an jene Aussagen, in denen die schwarzen Engel sich selber als Opfer darstellten.

Es braucht einen starken Willen zur Gutgläubigkeit, um jemandem die Erklärung abzunehmen, er habe aus beruflicher «Überforderung» oder weil er vor dem Stiefvater nicht als Versager dastehen wollte, serielle Tötungen vollstreckt. Dies ahnten auch die Kommentatoren, weshalb sie zusätzliche Gründe aufzubieten versuchten, von denen die Angeklagten selber gar nie geredet hatten, wie zum Beispiel den Umstand, auf «der untersten Hierarchiestufe» arbeiten zu müssen. Nun wird aber nicht nur von untergeordnetem, frustriertem, vergeblich nach «Aufmerksamkeit und Dankbarkeit» suchenden Klinikpersonal der Pflegeauftrag ins Gegenteil verkehrt. Weltweit wurden in den letzten fünfzig Jahren mindestens einunddreissig Spitalangehörige wegen Mords und Totschlags an Patienten verurteilt, wie eine Recherche unlängst ergab. Unter den Verurteilten war auch eine Reihe von Ärztinnen und Ärzten. Die Versuchung zur Gottähnlichkeit, die Verlockung, den anderen zu erniedrigen oder gar auszulöschen, um die Schrankenlosigkeit der eigenen Macht auszukosten, ist nicht das exklusive Problem des Underdog, der auf Rache sinnt für seine Machtlosigkeit. Sie ist Teil der allgemeinen menschlichen Situation, die jeden Einzelnen immer wieder vor die moralische Wahl stellt, zwischen der Masslosigkeit seiner Begehren und den Forderungen der Zivilisation zu entscheiden.

«Warum schlagt ihr die Gefangenen? Sie sind ja eingesperrt und können niemandem mehr etwas antun», fragte ich vor einigen Jahren einen Gefängnisaufseher im liberianischen Monrovia. Es war die Endzeit des Schreckensregimes von Kriegsfürst Charles Taylor. Dessen Männer durchstreiften mit ihren Wagen die Stadt, verhafteten willkürlich Leute und begannen, sie fürchterlich zu verprügeln, immer wieder, manchmal alle drei Stunden, manchmal mitten in der Nacht, über Tage hinweg, ohne Anklage, ohne speziellen Anlass, betrunken, nüchtern, aus einer Laune heraus. Nur wenige verliessen lebend die Gefängnisse. Der Aufseher schaute mich für einen kurzen Moment erstaunt an, als ob er es mit einem besonders begriffsstutzigen Zeitgenossen zu tun hätte, bevor er antwortete. «Warum, warum. Weil es Gefangene sind.» Es war die verblüffendste, lapidarste Erklärung, die ich zu diesem Thema je gehört habe, und sie leuchtete mir unmittelbar ein.

Zu diesem Zeitpunkt hatte Liberia weder eine Justiz noch einen Staat, der diesen Namen verdient hätte, es gab nur Taylors bewaffnete Banden. Niemand setzte sich für die Gefangenen ein, die Verwandten wagten nicht einmal, sich nach deren Verbleib zu erkundigen, aus Angst, ebenfalls verschleppt zu werden. Sobald sie hinter den Mauern eines der Gebäude verschwanden, von denen die Leute nur im Flüsterton sprachen, verloren sie ihren Namen, ihre Rechte, sie hörten auf zu existieren. Sie wurden zum Nichts, und die Aufseher waren alles. Diese brauchten keinen Vorwand, keine verhörtechnische Begründung, keinen erfundenen Verratsvorwurf, um ihr Handeln zu rechtfertigen. Sie hatten die absolute Verfügungsmacht und nichts zu befürchten. Wie unter Drogen schlugen sie drauflos, befeuert von der Todesangst ihrer Opfer,

euphorisiert von deren Wimmern, besoffen von der eigenen Wirkung und der aufkochenden Wut. Ihre Gewalt war «nicht persönlich» gemeint, war weder Reaktion auf etwas noch Mittel eines zugrundeliegenden Zwecks. Sie diente einzig dem ozeanischen Hochgefühl des entgrenzten Schlägers, der sein Interesse am Opfer verliert, sobald es stirbt oder sobald sein Rausch abklingt.

Meine ursprüngliche Sicht auf das Phänomen der Gewalt war allerdings nicht erst durch Erfahrungen wie in Liberia oder Fälle wie die «Todesengel» in den Spitälern erschüttert worden. Das geschah bereits im zerfallenden Jugoslawien, wo ich im Frühjahr 1992 als Delegierter des Internationalen Roten Kreuzes (IKRK) unterwegs war und täglich von schauerlichsten Kriegsgräueln erfuhr. Auch sie unterspülten meine alten Gewissheiten. Entgegen meines Lektürewissens über Geschichte, Politik, Psychologie war auch für mich die Möglichkeit, dass Krieg hier und heute bei uns «bei uns» hiess im weitesten Sinn: in Europa ausbrechen könnte, eine zwar theoretische, aber unrealistische Vorstellung geblieben. Ich lebte in einer Art Grundvertrauen in die mich umgebende Welt, und nun wurde mir mit beinahe physischer Wucht bewusst, dass die Decke der Zivilisation dünn und brüchig ist. Dieselben Leute, mit denen ich zu Hause vor der Migros-Kasse in der Schlange gestanden oder im Sommer am See Fussball gespielt hatte, stiegen am Freitagabend beim Hauptbahnhof Zürich in Cars und reisten in ihre bosnischen Dörfer, um sich an Plünderungen und Tötungen zu beteiligen und eine Woche später wieder auf der Baustelle oder im Restaurant in Zürich-Oerlikon zu arbeiten. Sie taten es nicht aus ideologischen oder krankhaften Motiven, sondern weil sich die Gelegenheit dazu bot. Und sie sahen nicht anders aus als wir, als alle anderen.

Von da an misstraute ich noch mehr als zuvor theoretischen Grossinterpretationen. Die historischen, politischen und ökonomischen Erklärungsversuche wirkten abgehoben und geschwätzig angesichts der schwarzen Empirie epidemischer Grausamkeit. In den Deutungen kamen die Konfliktgegner nur als willenlose Agenten struktureller gesellschaftlicher Prozesse, irregeleiteter Bewusstseinszustände oder höherer Politinteressen vor. Aber die Realität zeigte, dass es keinen teuflischen Generalstab brauchte, der Massenvergewaltigung als geheime Kriegstaktik befahl, wie dies in westlichen Medien berichtet wurde. Auf diese Idee kamen die Burschen der Dorfmilizen von allein. Die Leichtigkeit und Freiwilligkeit, mit der sich gesellige Kaffeehauskumpane in unbarmherzige Menschenjäger verwandelten, war jedoch ausser bei einem harten Kern treuer Freudianer und einigen melancholischen Romanciers kein Thema in den Analysen der Experten. Sie zogen die Möglichkeit, dass Menschen mit einer genuinen Neigung zum Bösen ausgestattet und durch den Zustand der Gesetzlosigkeit förmlich beflügelt werden könnten, nicht einmal in Betracht.

Äussere Umstände spielen bei Handlungen selbstverständlich eine wichtige Rolle. Sie sind der Rahmen, der dem Einzelnen den Reaktionsspielraum offenlässt. Aber sie sind nicht die Ursache der Handlungen, und sie liefern letztlich keine Erklärung für die Entscheidung zu einer Handlung. Die 27-jährige Habiba erzählte mir, wie sie mit ihren zwei Kindern im nordbosnischen Lager Trnopolje gelandet war, nachdem die Serben sie



und ihre Familie aus dem Dorf vertrieben hatten. Regelmässig suchten sich die Milizen die hübschesten Mädchen im Lager aus, um sie zu vergewaltigen und anschliessend manchmal auch zu töten. Als in einer dieser Nächte zwei Uniformierte vor Habiba und ihrer jüngeren Freundin auftauchen, geraten die Männer miteinander in Streit. Jeder will die Freundin haben. Schliesslich setzt sich der eine durch und nimmt die Frau mit in die Büsche. Er ist ein ehemaliger Schulkollege. «Reiss die Bluse auf und zerzause dein Haar», flüstert er ihr zu, «die anderen müssen glauben, ich hätte dich vergewaltigt.» Sie wartet eine Weile, dann geht sie zurück zu Habiba, unversehrt.

Die Fokussierung auf die «objektiven» Umstände und die fast vollständige Nichtbeachtung der «menschlichen» Motive in den Analysen des Jugoslawienkrieges legten eines der noch vorhandenen Tabus der westlichen Gesellschaften bloss. Die Moderne ächtet die Gewalt und definiert sich als Gegenmodell zum Brutalismus des Mittelalters. Sie schaffte Faustrecht und Willkür ab zugunsten einer «gereinigten», einer durch den Staat monopolisierten, formalisierten, entkörperlichten Gewalt. Und sie stellte das kirchliche Dogma der Erbsünde und Erlösungsbedürftigkeit, welches die Privilegienherrschaft von Adel und Klerus absegnete, fundamental infrage. Die Humannatur sei primär gutartig und unschuldig, verkündeten die radikalen Aufklärer des 18. Jahrhunderts und verwarfen mit der theologischen Idee einer angeborenen Bösartigkeit überhaupt den Begriff des Bösen und damit der persönlichen Schulfähigkeit und des freien Willens. Das Böse sei keine eigenständige Kraft, sondern lediglich ein Irrtum, eine Folge von Vorurteilen, Aberglaube und Unwissen.

Alle folgenden Versuche, den neuen Menschen zu erschaffen, endeten bekanntlich in den Todeslagern der totalitären Regimes des 20. Jahrhunderts, in Gewaltorgien und Verbrechen ohnegleichen. Doch Schwärmereien lassen sich von keiner Realität beirren. Im selben Jahrhundert erhielt die rousseausche Schäferidylle ihre vorläufig letzte Ausformung durch die Seelenlehre der Tiefenpsychologie. Paradox stand an deren Anfang die Psychoanalyse, ein sperriges, grüblerisches, hochspekulatives Theoriekonstrukt, das kaum Frohbotschaften zu verkünden hatte. Sigmund Freud zeichnete das Bild eines unruhigen, von Illusionen genarrten Menschen, ständig in Gefahr, zerrieben zu werden zwischen den unersättlichen Ansprüchen sexueller und destruktiver Triebe und der Unbarmherzigkeit eines strafenden Gewissens. Das Höchste, was Psychotherapie bewirken könne, sei die Umwandlung von «psychischem Elend in gemeines Unglück».

Freuds Nachfolger setzten sich über dessen anthropologischen Pessimismus hinweg und legten die Grundlagen für einen Therapiekult, der in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts die reichen westlichen Gesellschaften eroberte. War der Utopismus bis anhin durch skeptische, konservative, realistische Denktraditionen in Schranken gehalten worden, wurde er nun erstmals zur dominanten geistig-kulturellen Strömung. Der Glaube an die Heilbarkeit des Bösen durch die magische Kraft der Sprechkur wuchs sich zur veritablen Weltanschauung aus und sickerte mitsamt dem Psychojargon in alle Milieus, sozialwissenschaftliche Disziplinen und Institutionen hinein.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Nicht nur die individuellen, sondern auch die gesellschaftlichen und geopolitischen Probleme könnten therapiert werden würden doch schliesslich alle Staaten und Nationen und Religionen dasselbe Interesse an Wohlergehen und Frieden teilen wie die einzelnen Menschen. Und so wie einer nur aus bösen Umständen heraus selber böse werde, griffen auch staatliche oder zivilgesellschaftliche Akteure lediglich aufgrund historischer Traumata oder ökonomischer Benachteiligung zu Gewalt gegenüber anderen Staaten oder Gruppen.

Die richtige politische Antwort auf Konflikte, in die man Kriege bevorzugt umbenannt hat, sei die Diplomatie der ausgestreckten Hand, die Anerkennung aller Beteiligten als gleichwertige Partner, der Verzicht auf den Begriff Feind, auf Ultimaten und Kriegsandrohungen, die Vertiefung des Dialogs an Versöhnungsstätten wie dem Menschenrechtsrat der UNO, verstärkte Entwicklungshilfe. Die Menschheit sei eine einzige grosse, bunte Familie, und mit den diskursiven Mitteln der Gruppentherapie sollten zerstrittene Mitglieder an die Wurzeln ihres Problems, an ihren verletzten Stolz, ihre Defizite, Kränkungen, verdrängten Ängste herangeführt und zur pazifistischen Läuterung gebracht werden.

Nie zuvor hatte es das gegeben, dass eine ganze Kultur zumindest eine Zeit lang das Böse als Irrtum, als fehlgeleitetes Gut, als reaktive Verhaltensweise, als Glaube für Kinder, Wilde oder Amerikaner, aber nicht als wesentlichen Faktor des menschlichen Seins beurteilt. In allen bekannten bisherigen Gesellschaften wurde das Böse als eigenständige Realität begriffen. Uralte Mythen erzählen davon, wie es in die Welt kam, die Legenden der Völker berichten von seiner vielgestaltigen Erscheinung, Religionen warnen vor den verheerenden Folgen für diejenigen, die sich mit ihm einlassen, die Philosophie definiert sein Wesen, und der menschliche Alltag gibt sich Regeln, um seine Zerstörungskraft zu kontrollieren.

Alle grundlegenden Erzählungen gehen vom selbstverständlichen Wissen aus, dass in der Fähigkeit zum Bösen die menschliche Freiheit begründet liegt, die ihn vom Tier unterscheidet, und dass das Böse letztlich ein Rätsel bleibt, eine «unbegreifliche Faktizität» (Kierkegaard), eben weil es der Unwägbarkeit menschlicher Entscheidungen unterworfen ist.

Das Böse existiert allenfalls noch als Plot von Krimiautoren; als Thema amerikanischer Forensik-TV-Serien, die ebenso ästhetisch perfekt wie unrealistisch die Suche nach Massenmördern und Triebtätern durchspielen; auch als inszenatorisches Mittel hysterischer Opern- und Sprechtheater-Regisseure, die ihre künstlerische Leere und ihre Verachtung für das bürgerliche Publikum mit pubertären Schockattacken wie abgeschnittenen Köpfen, Darkroom-Sadomasochismen, Theaterblutspritzereien kundtun. In der gesellschaftlichen Wirklichkeit hingegen wird die wärmende Illusion der Moderne durch eine solide Wahrnehmungsverweigerung geschützt. Wird der

intrinsische Charakter des Bösen negiert, erkennt man es auch nicht mehr, wenn es direkt vor einem steht.

Wir tragen in uns ein uraltes Erbe an zerstörerischen Neigungen, aber die allermeisten von uns haben auch einen in Instinkt und Erziehung wurzelnden Sinn für Recht und Unrecht. Der Mensch ist das moralische Tier. Nur unsere Spezies steht vor der Wahl, sich für das Gute oder das Böse entscheiden zu müssen. Der Pyromane, der seinen Allmachtgelüsten nachgibt, der Schläger, der dem wehrlosen Opfer in den Kopf tritt, der Bandit im somalischen Mogadischu, der eine arme Marktfrau ausraubt, der Triebverbrecher, sie alle wissen, dass ihre Handlungen unrecht sind. Sie brechen elementare Regeln, die das Entstehen von Zivilisationen erst möglich gemacht hatten und die jedes Kind in jeder Kultur versteht. Sogar die islamistischen Lebendbomben ahnen bis zuletzt, dass sie Mörder und keine Gesegneten sind. Ihre autosuggestiv erzeugte Dauerwut verrät sie ebenso wie ihr obsessives, jede Realität auf den Kopf stellendes Beharren darauf, der Islam werde verfolgt. Es sind Tricks, das Böse moralisch zu tarnen, eine perverse Referenz an das universale menschliche Gesetz, das verbietet, wehrlose Unschuldige zu verletzen, berauben oder töten.

## **DER THERAPEUTISMUS**

Vor der Handlung existierte der Wunsch, und aus ihm reifte der Plan. Die Täter hätten jederzeit die Möglichkeit gehabt, sich dagegen zu entscheiden. Andere mit der gleichen Ausgangssituation haben völlig anders gehandelt. Auch die präziseste Prognostik wird das Verhalten der Menschen nie voraussagen können. Es orientiert sich nicht lediglich an ökonomischen, psychologischen, soziologischen, biologischen Modellen und auch nicht an einer Kombination aus allen zusammen. Ebenso wird es beeinflusst von irrationalen Impulsen und Leidenschaften, von selbstlosen Akten der Liebe und Grossherzigkeit wie auch von der Lust an der Grausamkeit und am Hochgefühl der Allmacht. Letzte Instanz aber, die über eine Tat entscheidet, bleibt der Einzelne selbst. Ob er den anderen tötet oder ihm beisteht, liegt in der Verantwortung seines individuellen, von nichts ableitbarem freien Willens.

Das Böse begleitet die Humangeschichte. Es ist nicht heilbar, nicht umerziehbar, nicht wegfinanzierbar. Es ist die Bedingung der menschlichen Freiheit, und man kann es nur abschaffen, wenn man den Menschen abschafft. Die Kraft des Bösen ist gewaltig. Ebenso sehr wie es lähmende Angst verursacht, lockt es mit verführerischen Angeboten. Es unterbricht die Monotonie des Alltags, bedeutet Spannung und Intensität, verspricht die Befreiung von Zwängen und Grenzen. Das Böse zu erkennen, wenn es auftaucht, ist nicht immer einfach, aber wenn es gelingt, ist es von entscheidendem Vorteil. Die Existenz des Bösen hingegen zu verneinen, ist der schnurgerade Weg, sich ihm auszuliefern. Der biedermannsche Pazifismus des Westens reagiert auf hässliche Gewaltvorkommnisse mit reflexartigem Wegschauen und zwanghaften Beschwichtigungen. Je abscheulicher eine Tat ist, desto weniger ist der Täter dafür verantwortlich dies gilt als Universaldiagnose für tödliche U-Bahn-Schläger und Terrorgruppen wie für die Hamas.

Der westliche Therapeutismus infantilisiert den bösartigen Kriminellen und er missversteht Weltpolitik als konfliktlösungsorientiertes Gruppengespräch. Geben sich aber Individuen oder ganze Kollektive solchen Illusionen einer letztlich gutartigen Welt hin, verlieren sie die Fähigkeit, Gefahren zu erkennen. Sie schätzen die Motive ihres Gegenübers falsch ein und lassen sich leicht übertölpeln. Sie fallen auf ein Manöver herein, das von Baudelaire, dem Dichter der Blumen des Bösen, nicht ohne Bewunderung beschrieben worden war: «Die grösste List des Teufels war es, uns zu überzeugen, dass es ihn nicht gibt.»

## Nerv' mich doch!

*Das Problem ist nicht, dass in diesem Land die unterschiedlichsten Menschen leben. Sondern, dass wir nicht mehr wissen, wie man sich über den Anderen aufregt - und es dann gut sein lässt*

Von Malte Welding, Berliner Zeitung, 23.10.2010

Die neue Leitkulturdebatte erinnert an einen Satz von Methusalix, dem greisen Gallier aus den Asterix-Heften: "Ich habe nichts gegen Fremde, aber diese Fremden sind nicht von hier." Was ist unsere Kultur? Bowlen, Bier und Bibelkreis? Oder eher Bohlen (ironisch, selbstredend), Bionade und Bali? Golf, Gucci, Genitalpiercing? Porsche, Polo, Psychotherapie? Tee, Tanzgruppe, transzendente Meditation?

Merkel erklärt Multikulti für gescheitert" titeln die Zeitungen und für mich klingt das, als habe Angela Merkel gerade den Sommer verlängert, den Winter abgesagt oder die Wiedereinführung der Kinderlähmung beschlossen. Kann die Kanzlerin die Wirklichkeit in die Schranken weisen? Die Realität ist gescheitert, wir brauchen eine andere.

Wer an die Homogenität der Deutschen glaubt, der glaubt auch, Homosexualität sei eine Erfindung der Grünen. Wir sind in Wirklichkeit eine höchst zufällige Ansammlung von Einzelwesen, kein Volk von eineiigen Mehrlingen und das waren wir auch nie. Mein Leben war schon immer Multikulti, das Leben meiner Eltern war es, das Leben ihrer Eltern erst recht.

Ich bin ein Nachzügler, mein Vater hat mich erst mit 53 Jahren gezeugt. Als kleiner Junge saß ich morgens auf dem Badewannenrand und schaute meinem Vater dabei zu, wie er seine Wunde versorgte. Irgendwo zwischen Hüfte und Rückgrat steckte eine russische Kugel in seinem Leib. Die Stelle, an der das Geschoss eingedrungen war, eiterte seit über dreißig Jahren. Er reinigte die Wunde, legte sie mit Watte aus und klebte ein dickes Pflaster drüber. Währenddessen erzählte ich wilde Geschichten aus dem Kindergarten und er noch etwas wildere aus dem Krieg oder aus seiner Kindheit. Oft kamen in den Geschichten Szenen von beinahe biblischer Gewalt und gewaltige Schneemengen vor. Sein Bruder war auf einem gefrorenen See eingebrochen und fast ertrunken; mein Vater hatte sich im russischen Winter einschneien lassen, um nicht zu erfrieren; seinem Nebenmann an der Front ging eine Kugel durch den Kopf und der

Getroffene fragte "War da was?", bevor er zusammenbrach; ein Hahn war, nachdem er geköpft worden war, auf das Dach der Scheune geflattert; sein Vater hatte ihn bei jeder sich bietenden Gelegenheit windelweich geprügelt. Es war eine Kindheit, aus der man entweder hochneurotisch oder sehr gelassen hervorgeht, mein Vater hatte sich für letzteres entschieden.

Als er in Kriegsgefangenschaft war, zu seinem Glück in englischer, erhielt er die Nachricht, dass seine Eltern und zwei seiner Brüder umgekommen waren. Das erzählte er mir nicht als Kind, sondern erst als ich erwachsen war. Verbrannt seien sie, sagte er. Vielleicht war er gar nicht so gelassen, vielleicht hatte er nur zu viel erlebt.

Vor einigen Monaten habe ich im Internet Ahnenforschung betrieben, mir schwirrten schließlich nur die unzusammenhängenden Anekdoten im Kopf herum. Dabei stieß ich auf ein Buch von Olaf Welding, dem Großonkel meines Vaters, in dem dieser die Familiengeschichte aufgeschrieben hat. Mein Vater stammte aus einem Dorf in Estland. Seine Vorfahren waren zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts aus Kursachsen nach Narva ausgewandert, der Vater seines Vaters war der gebürtige Däne Frederik Welding. In Narva lebten zunächst kaum Esten. Neben den Deutschen gab es dort Finnen, Schweden und Russen. Bis drei Jahre vor der Geburt meines Vaters 1921 gehörte Estland zum russischen Reich. Im Zuge der Russifizierung im neunzehnten Jahrhundert wurde Russisch dann Amtssprache, die Testamente der Familie sind seitdem teilweise auf Russisch verfasst, aber die Integration lief nicht nur über Zwang. Olaf Welding notierte über einen meiner Vorfahren, den Gutsverwalter Wilhelm Hoffmann, der mit 62 Jahren eine Russin heiratete: "In seiner russischen Umgebung wohl allmählich verrusst, trat er bald darauf zum griechischkatholischen Bekenntnis über, wobei er den Namen Wassili erhielt." Wassili war ein Mesut Özil seiner Zeit.

Infolge des Hitler-Stalin-Pakts wurde mein Vater mit achtzehn Jahren Reichsdeutscher und durfte für das fremde Deutschland in den Krieg ziehen. Nach dem Krieg verschlug es ihn in den äußersten Westen Deutschlands, nach Aachen, wo er Anfang der Siebzigerjahre meine Mutter heiratete. Diese wiederum war nach ihrer Schulzeit im Ruhrgebiet nach London gezogen und hatte dort einen pakistanischen Banker geheiratet, von dem sie zwei Töchter bekam. Ich wuchs also mit zwei halbpakistanischen Schwestern auf, mit einem zufällig deutschen Vater (der Zufall wurde hier personifiziert durch die Herren Hitler und Stalin), der beim EM-Finale 1992 zu Dänemark hielt und dem mein Ausgeh- und Haarfärbeverhalten so fremd blieb wie uns allen die Sitten und Gebräuche Aachens fremd blieben. Dort lebten meine protestantische Mutter, Tochter eines Kommunisten, und mein ungläubig geschossener Vater, Sohn eines Nazis, unter Katholiken. Katholiken feiern Karneval und gehen danach zur Beichte, sie beschenken ihre Kinder zu Ostern und zum Namenstag und sie haben alle ungeheuer viele Tanten und Onkels, während meine Verwandtschaft auf der Flucht vor der Roten Armee ums Leben gekommen war oder im Ruhrgebiet nicht mehr miteinander sprach. Und zu Ostern bekam ich nichts. Ich war eine ethnische Minderheit.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Selbst der konservativste Politiker käme keinen Moment auf die Idee, an meinem Deutschsein zu zweifeln. Ich habe sogar blaue Augen. Und doch habe ich fürchterlich gefremdelt.

Während meines Studiums war ich dann mehrere Jahre lang Teil eines ethnischen Konflikts: Meine Exfreundin ist Afghanin. Seitdem ich sie kenne, weiß ich, warum in Afghanistan ständig Krieg herrscht (ein Scherz, den ich mir während unserer Beziehung angewöhnt habe, ich lasse so eine Gelegenheit ungerne aus). Nun hatte ich allerdings tatsächlich mit meiner afghanischen Freundin einige Probleme. Unsere Beziehung musste vor ihren Eltern ein Geheimnis bleiben. Nicht, weil uns ein Ehrenmord gedroht hätte, die Gefahr war anders gelagert: Wir hätten heiraten müssen. Der Islam stand nicht zwischen uns, zwar war ihr als Kind von ihrem Vater die Schahada ins Ohr geflüstert worden, aber das hatte ungefähr den Bedeutungsgehalt meiner Taufe. Klar, alle Afghanen sind radikal, aber jeder auf seine Weise. Ihre Mutter bestand darauf, dass es Gespenster gibt und ausgerechnet das ist an ihr hängengeblieben. Das arme Mädchen hat wirklich von Zeit zu Zeit Gespenster gesehen, was ganz lustig klingt, aber mitten in der Nacht ziemlich beunruhigend ist. Die Aussicht auf eine Zwangsheirat hatte für mich jedenfalls etwas Bedrohliches. So leid es mir tut, und so schwer es meine Arbeit als Mensch und Mitbewohner macht: Ethnie, sexuelle Glaubensrichtung, Hautfarbe, sogar Geschlecht: all diese beliebten Unterscheidungsmerkmale bieten keinen Hinweis darauf, wie ein Mensch ist.

Von meiner gespensterfürchtenden Freundin, sie war Politologin, habe ich gelernt, dass ethnische Konflikte beinahe immer das Werk so genannter ethnischer Unternehmer sind. Der afghanische Warlord entdeckt auf einmal sein Paschtunentum und schürt Hass auf Hazara, weil seine Drogengeschäfte in Gefahr sind, der christlich-soziale Parteivorsitzende entdeckt sein Deutschtum und schart seine Wähler um sich gegen Zuwanderer, weil seine sonstigen politischen Errungenschaften auf einen Bierdeckel passen.

Einer meiner engsten Freunde ist Perser und als Bahai aufgewachsen. Die Bahai glauben an die Einheit der Menschheit, was im Iran zu viel der Brüderlichkeit ist. Mal wurden sie wie Vieh abgeschlachtet, mal regulär hingerichtet, mal inhaftiert. Der neueste Schlager deutscher Vordenker lautet nun: keine Toleranz gegenüber dem Islam, solange in islamisch geprägten Ländern Andersgläubige keine Toleranz erfahren. Auf einmal ist unsere Toleranz Verhandlungsmasse, sie soll von der Toleranz des unaussprechlichen Mahmud Ahmadinedschad abhängen.

Aber bei aller Toleranz habe ich Schwierigkeiten, an einem Fettnäpfchen vorbei zu gehen. Einer flüchtigen nigerianischen Bekannten fasse ich mit Begeisterung ins, nein auf ihr Haar, ich tätschele es wie eine kurzsichtige und leicht demente Großtante es tun würde (einmal habe ich sie sogar, Gott stehe mir bei, gefragt, ob sie sich freue, wenn sie im Sommer dunkler wird). Meine türkischen Cafébetreiber frage ich, ob sie



# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Weihnachten feiern und meinen schwulen Kumpel, ob es einer Beziehung nicht an Perspektive fehle, wenn man niemals Kinder bekommen könne. Wie mittelmäßig ich integriert bin, wurde mir klar, als ich meiner Freundin N., deren Vater Türke ist, sagte, ihre Eifersucht sei wohl ihr türkisches Erbe, worauf sie erwiderte, sie glaube eher, dass sie deshalb solche Angst habe, verlassen zu werden, weil ihre Mutter sie als Kind so oft allein gelassen hatte.

Ich habe Glück, dass meine Freunde und Bekannten nicht pingelig sind. Die Fallstricke der politischen Korrektheit würden mir sonst das Genick brechen wie dem Komiker Larry David, der in der US-Serie "Curb your Enthusiasm" in aller Unschuld zu seinem schwulen Arzt sagt: "Oh, ich hätte gar nicht gedacht, dass Sie schwul sind!", womit er für einen ziemlichen Skandal sorgt. Ich bin ein weißer Mann. Ich bin undiskriminierbar. Allerdings kann jeder jederzeit von mir tödlich beleidigt werden. Meine bloße Existenz ist kaum entschuldbar. Ich bin verantwortlich für Sklaverei, die Unterdrückung der Frau, die Ausrottung der indigenen Völker Amerikas, die Kolonialisierung, den ersten und den zweiten Weltkrieg, Napalm, Bhopal, Babyrobbenschlachtung und den Klimawandel. Weil er an allem Schuld ist, hat der weiße Mann am Ende also doch einen Weg gefunden, sich benachteiligt zu fühlen: Weil es ihm so gut geht, kann er sich nicht beschweren, er ist die einzige Minderheit der Welt, für die die Uno nicht in Zusammenarbeit mit dem nordrhein-westfälischen Kultusministerium einen Kongress organisiert.

Wo ich lebe, da gibt es so gut wie keine Ausländer. Hier sollten wir also alle gleich sein. Gehe ich jedoch bei mir in Schöneberg rechts aus der Tür hinaus und überquere den Viktoria-Luise-Platz, dann befinde ich mich im Backstage-Bereich eines Schwulenpornos. In den Schaufenstern liegen Riesendildos, Ledermonturen und Folterwerkzeuge für den Hausgebrauch aus, die Butcherei Lindinger bietet handgefertigte Fetischmode. Alles vom Feinsten. Gehe ich links hinaus zum Prager Platz, sitzen dort morgens um zehn enkellose Großmütterchen vor dem Café und rauchen ihre Billigzigaretten, auf den Parkbänken hängen zahnlose Schnapstrinker.

Ob zweihundert Meter oder zweihundert Lichtjahre, das spielt in Berlin keine Rolle. Ich grusele mich vor den Vibratoren, von denen manche aussehen wie Mittelstreckenraketen, vor den ungesunden Gesichtern der Greisinnen, aber auch vor den supergesunden Lohas, die überall Läden für erlesene Öle und Salzsteuer einrichten.

Wenn ich noch einen Laden erblicke, in dem man seinen Atem erfahren kann, wenn ich noch ein Schild sehe, das in grüner Schrift auf schwarzem Grund die Vorteile eines ausbalancierten Healthstyles propagiert, dann .... Ja, was? Dann zucke ich mit den Schultern. Ich muss mir keinen Dildo in meine Körperöffnungen zwängen, ich muss keine Currywurst mit einmal alles essen, ich muss nicht mal ausbalanciert sein.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Neben dem Araber, der mir frisch gepressten Orangensaft verkauft, steht Tag für Tag, von morgens bis abends, seine Frau. Sie arbeitet nicht in dem Laden, sie leistet ihm bloß Gesellschaft. Möglich, dass er sie nicht aus den Augen lassen will, vielleicht muss sie neben ihm stehen. Ihr Kopftuch liegt eng an und sieht wahnsinnig unbequem aus. Hielte ich es für nötig, einen Werteabgleich mit ihm zu machen, wären wir wahrscheinlich Feinde. So plaudern wir über Orangenqualität.

Bin ich gleichgültig? Aber sicher! Die allermeisten Menschen sind nicht ich, was ich für einen Fehler halte, aber für verzeihlich. Wenn Idiot sein ein Aufenthaltshindernis wäre und ich die Kriterien aufstellen dürfte, was einen zum Idioten macht, dann wäre Deutschland entvölkert. Der Rapper form schreibt in seinem Blog über Ausländer: "Sie können genauso auch ihre Frauen schlagen, Schwule hassen, ihre Kinder nicht liebevoll erziehen oder sonst was tun, genau wie das alle anderen machen." Er hat recht. Wer seine Frau schlägt, der ist kein Fall für die Integrationsdebatte, sondern für den Strafrichter. Wir haben Gesetze, die es einzuhalten gilt, ob man Christ ist, Atheist, Pamela Anderson-Verehrer oder Muslim. Man bleibt allerdings Deutscher, auch wenn man gegen sie verstößt. Oder ist Klaus Zumwinkel etwa ein Beispiel für misslungene Integration?

Es ist unredlich, Gesetzesbrüche als Aufhänger für die Notwendigkeit einer Leitkultur zu nehmen. Woran doch in Wahrheit Anstoß genommen wird, das ist das Andere. Uns ist eine Eigenschaft abhandengekommen, die man braucht, seitdem der Mensch nicht mehr mit seiner engsten Familie zusammen in einer Höhle hockt und erotische Geschichten mit Gnus in den Hauptrollen an die Wand malt. Wir wissen nicht mehr, wie man genervt ist und es dann gut sein lässt. Wir haben nicht mehr die leiseste Ahnung davon, wie man mit einem in sich aufsteigenden Gefühl von Unbehagen umgehen soll. Mit wem ich mich nicht identifizieren kann, der soll sein Leben ändern, seinen Kleidungsstil und aufhören zu rauchen.

Wir haben kein Verständnis mehr vom öffentlichen Raum. Würde sich in meinem Wohnzimmer ein rumänischer Halbwüchsiger anschicken, Lieder von den Beatles mit dem Akkordeon zu verhunzen, wollte mir in meiner Küche ein Crackmädchen die Motz verkaufen, käme mir im Bad ein junger Mann mit Hygieneschwierigkeiten entgegen, der Unterschriften für oder gegen politisch Verfolgte in Südwasweißichstan sammelt - ich wäre recht ungehalten.

Aber die Öffentlichkeit gehört uns allen, sogar denen, die ich nicht in meine Wohnung ließe. Das politisch korrekte Tänzeln um die Fettnäpfchen herum und der brutale Homogenisierungsdruck sind zwei Seiten derselben Medaille. Der Angst vor Belästigung. Der slowenische Philosoph und nichtpraktizierende Psychoanalytiker Slavoj Žižek hat dieses Phänomen erkannt und beschrieben. Mit dem Zusammenbruch der kommunistischen Staaten fiel auch im Westen die klare Opposition zwischen Sozialdemokraten und Christdemokraten weg. Übrig blieb eine - je nach Perspektive -

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

sozialdemokratische/liberale Konsenspolitik, in der Regierung bloß noch Verwaltung war. "Die einzige Möglichkeit, diese Form der Politik mit Leidenschaft zu erfüllen und die Menschen zu mobilisieren, besteht darin, Angst zu schüren", so Žižek. Am Ende macht alles, was nicht ist wie man selbst, Angst. Alles Abweichende sorgt für Abscheu. "Das Recht, nicht belästigt zu werden, avanciert zum wichtigsten Menschenrecht in der spätkapitalistischen Gesellschaft - das Recht auf einen sicheren Abstand zum anderen".

Im öffentlichen Raum, da stinkt es, da sieht es grauenhaft aus, da ist es laut. Der öffentliche Raum ist nicht meine Wohnung. Im öffentlichen Raum gibt es verschleierte Frauen und Kettenraucher mit dummen Gesichtern.

Mir ist erzählt worden, es gäbe in der Türkei nur eine einzige Möglichkeit, nicht zum Militärdienst eingezogen zu werden: Man müsse schwul sein. Seine Homosexualität beweisen könne man ausschließlich dadurch, dass man Bilder von sich beim passiven homosexuellen Beischlaf vorlege, die dann von einer Kommission begutachtet würden. Schließlich würden die Bilder den Eltern des Verweigerers gezeigt. Es handelt sich bei diesem Szenario vermutlich um eine Legende, aber sie ist eigentlich zu schön, um nicht wahr zu sein. Man stelle sich vor, Freiheit wäre nur noch und ausschließlich im Rahmen eines Bekenntnisses möglich. Der Endpunkt dieses Bekenntniszwangs ist die Verweigerung in der Türkei, der Beginn ist die Umformung des öffentlichen Raums in eine belästigungsfreie Zone. Wer raucht, wird verbannt, wer arm ist, wird verbannt, wer bettelt, erst recht. Wer arm ist und Ausländer und nicht nützlich, der soll auf keinen Fall reinkommen, wer hier ist und nichts taugt, der sollte dabei wenigstens ein hohes Amt bekleiden.

Multikulti ist nicht toll und bunt und friedlich, kein Karneval der Kulturen, kein fabelhaftes Essen beim Tibeter. Es kann ein ganz und gar unerfreuliches Gewirr sein, ein Taumeln zwischen Wilhelm und Wassili. Multikulti ist kein Sommerausflug mit dem Völkerverständigungsverein. Multikulti ist bloß: die Wirklichkeit.

Wir haben ein Grundgesetz, und ja: Ich bin einer dieser langweiligen Verfassungspatrioten. Mein Herz wimmert nicht, wenn ich die Hymne höre, in meinem Kleiderschrank ist nichts Schwarzrotgoldenes, aber ich bin in einem Land aufgewachsen, in dem man frei war bis an die Grenzen der Freiheit des Anderen. Dieses Land habe ich nicht geliebt, ich pflege keine intimen Beziehungen zu Nationen, aber ich habe es geliebt, in diesem Land zu leben. Wenn die Freiheit des anderen nun dadurch schon beeinträchtigt sein soll, dass jemand an einen anderen Gott nicht glaubt, dann ist das äußerst unerfreulich.

Es war die Gründungsidee dieses Landes, dass wir viele verschiedene Menschen sind mit vielen verschiedenen Geschichten. Geschichten von Vertreibungen, von Schuld, von Verbrechen, Versäumnissen, Fehlern, rar gesäten Heldentaten und gewaltigen

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Schneemengen. Kein Wort im Grundgesetz über Unvereinbarkeit von Kopftuch mit Kommunalwahlrecht, kein Wort, dass die Currywurst deutscher sei als Schawarma.

Die Mütter und Väter unserer Verfassung hatten noch einen Sinn für Geschichte und Wirklichkeit. Begriffe wie Leitkultur wird man im Grundgesetz nicht finden.

## Stopp

*Wir sind gegen neue Bahnhöfe und Landebahnen - und junge Städter glauben nicht mehr an das Auto. Vielleicht wird es Zeit, die Ära der Mobilität zu beerdigen. Kommt jetzt die Epoche der Sesshaftigkeit?*

Von Willi Winkler, Süddeutsche Zeitung, 13.08.2011

Wo beginnen? Bei einem Märchen vielleicht, einem Märchen aus uralten Zeiten. In dem Film "Fluchtpunkt San Francisco" bohrt sich ein weißer Dodge Challenger wie ein Pfeil durch den amerikanischen Kontinent. Barry Newman soll das Auto nur überführen, doch unterwegs wird er zum Ritter, das Auto zur glänzenden Rüstung, mit der er in den letzten Kampf zieht. Der Ritter der Landstraße missachtet alle Kontrollen; keine Warnung, keine Polizeisperre, kann ihn aufhalten. Er kennt keine Geschwindigkeitsbegrenzung, nur den Rausch, den Rausch der wilden Fahrt. Bald wird er wie ein Schwerverbrecher gejagt, aber die Straße dehnt sich als unendliche Freiheit unter seinen quietschenden Reifen, das Land liegt ihm zu Füßen. Am Ende, in einer Märtyrerlegende kann es gar nicht anders sein, zerschellt er mitsamt seinem Auto in den Schaufeln zweier riesiger Planiererraupen: der gute Tod, aber schon 1971 der Hinweis auf das Ende der großen amerikanischen Autofahrt.

### **So schön, schön war die Zeit**

Es gab einmal eine Zeit, und sie liegt noch gar nicht so weit zurück, da vermittelte Peter Stuyvesant den Duft der großen weiten Welt, PanAm machte den großen Flug, und Lolita sang von den Sternen über Rio und Shanghai, über Bali und Hawaii. Wie diese Welt duftete, wie sie überhaupt aussah, das wusste niemand besser als die Werbung: Kondensstreifen durchzogen den himmelblauen Himmel, die Autos rasten immer windschnittiger durch die Kontinente, die Ferne war kein Problem, nur eine Frage der Geschwindigkeit. Der Fortschritt war da, und alle Menschen wurden Brüder.

James Bond machte den Botschafter dieser grenzenlosen Mobilität. Sein Leben oszillierte zwischen London und den Bahamas, zwischen Moskau und dem Fernen Osten, die Städte nie viel mehr als An-sichtskarten zwar, aber unser ubiquitärer Scout, der Geheimagent Ihrer Majestät, bereist die Erde, als müsste er sie im Sturm erobern.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Innerhalb von zwei Stunden Kino schafft es James Bond, aus einem Flugzeug zu springen, mit dem Unterseeboot abzutauchen, raketengleich über eine Skipiste zu donnern und in einem Autorennen durch eine enge Altstadt noch schnell seine Verfolger abzuschütteln. Es ist das frenetische Tempo der sechziger Jahre, kaum gebremst durch schöne Frauen, die der Dauersprinter ebenfalls turbogleich abfertigt. Die Zeit drängt, die Welt muss gerettet oder wenigstens vollständig bereist werden.

Grenzenlose Mobilität, unbehindert von störenden Gebirgen, von wilden Flüssen, von schnöder Schwerkraft oder schlichtem Geldmangel ist ein Glücksversprechen aus den Fünfzigern, als das Erdöl noch billigst in Klientelstaaten gefördert wurde und die Zukunft nur als technisches Paradies für alle vorstellbar war. Mit dem Düsenflugzeug nicht mehr in achtzig Tagen, sondern in weniger als 24 Stunden um die Welt, mit dem Zug von Paris nach London unterm Meer hindurch, wie von Jules Verne geträumt, mit dem Auto nach Italien, ins Grüne und überallhin. In Florida stiegen Raketen auf mit magischen Namen wie Gemini, Saturn oder Apollo. Mutige Männer saßen in den phallischen Gehäusen, wurden hinausgeschleudert ins All und schauten von hoch droben herunter auf einen blauen Planeten. Immer schneller, immer weiter, und natürlich war auch der Himmel keine Grenze mehr. Der Mond, der Mars, der Jupiter - Sternenträume.

Ein kluger Mann, der Engländer Isaac Newton, hatte 1687 das Trägheitsgesetz formuliert, wonach ein Körper im Zustand der Ruhe verharrt, solange er nicht durch Kräfte, die von außen auf ihn einwirken, zur Änderung gezwungen wird. Für den Menschen muss das nicht gelten, vielmehr müht er sich nach Kräften, den Zustand, in dem er sich nun einmal befindet, zu ändern. Damit hat Immanuel Kant den konservativen Newton widerlegt: Dem Menschen ist die Freiheit gegeben, der Geist kann die Materie überwinden, kann sich und muss sich aus seiner selbstverschuldeten Trägheit befreien.

## **Alles liegt so weit, so weit**

Leicht ist das nicht. Er war schon zäh, der erste Mensch, und er musste fort von zu Haus, kaum dass er aufrecht stehen konnte. Die Große Wanderung begann in der Olduvai-Schlucht in Ostafrika. Ganz langsam wagte er sich nach Norden vor, siedelte auf der arabischen Halbinsel am Rand des nassen Dschungels, zog weiter nördlich, dann stetig ostwärts. Das Stammhirn vergrößerte sich allmählich, aber sprechen konnte er noch lange nicht. Ein seltsamer Trieb ließ ihn sich unermüdlich fortpflanzen, doch ein anderer drängte ihn weiter, immer weiter, bis der eurasische Kontinent unversehens am Meer aufhörte. Über die Aleuten war die Beringstraße zu bewältigen, und ganz, ganz langsam - es hatte ja keine Eile - ging es über Alaska herunter, durch Baja California, an Valparaiso vorbei bis hinab nach Punta Arenas, bis knapp vor die Antarktis. Welteroberung war das, aber sie brauchte etliche Jahrmillionen. Nie war der Mensch freier als in dieser Zeit der kleinsten Schritte. Keine Präsenzpflcht im Büro hielt die

Hominiden am Laufen, keine Ladenschlussregelung ließ sie lossetzen, keine überzogene Fristverlängerung drängte, und wenn eine Gesteinslawine die Cordilleras herunterkam, hatte sich der Fortschritt ein paar Jahrtausende länger zu gedulden.

Aber weiter, weiter: der Hebel, das Rad, der Otto-Motor, der Airbag und die Sitzheizung mussten erfunden werden, damit es voranging in der Menschheitsgeschichte. Im Namen der Mobilität wird seither die Welt planiert, werden Berge ausgehöhlt und Meere untertunnelt, im Namen der Mobilität werden Straßen aufgerissen, überbaut, abgesenkt, umgelegt und zu immer neuen Baustellen zusammengeführt, bis hin zu dem städteplanerischen Chaos, das im Dauerstau seine philosophische Vollendung erreicht hat.

Das Freiheits-, das Glücksversprechen erwies sich als immer weniger einlösbar, je demokratischer es beansprucht wurde. 1933 gab es 1 562 823 Kraftfahrzeuge in Deutschland; gegenwärtig sind es nach Mitteilung des Kraftfahrt-Bundesamtes allein 42 301 563 Pkw. Die autogerechte Stadt war eine totalitäre Wahnvorstellung der Nachkriegszeit, die die alten Städte gründlicher zerstört hat als die alliierten Bomber zwischen 1942 und 1945. Kein Flächennutzungsplan hat verhindert, dass sich die Städte immer weiter hinausfressen und dabei auch noch die Illusion schaffen, dass es sich mit dem in der Stadt verdienten Geld am besten auf dem Land wohnen ließe. Die fossilen Brennstoffe, Benzin und Diesel also, waren immer billig genug, dass sie die Freiheit des sinnlosen Herumfahrens erlaubten.

## **Kein Kuss, kein Scherz**

Ihr Ziel hat die absolute Mobilität schließlich im rasenden Stillstand erreicht, den der Nerd verkörpert. Der Nerd hieß früher einmal Intelligenzbestie und mied seit je die Gemeinschaft. Früher las er vielleicht oder rechnete im Lokal die Serviette mit gigantischen Gleichungen voll. Seit mehreren Jahren sitzt er 24/7 vor einem Bildschirm, ruft Zahlen auf, tippt neue hinein. Manchmal sind es auch Worte, Befehle, ein lautloses Bellen in den Raum. So geht das ewig fort, ohne dass er sich vom Fleck rühren müsste. Gelegentlich spielt er irgendwelche idiotischen Ego-Spiele mit unbekanntem anderen Nerds, denen er sich dank seines Glasfaserkabels auch dann innig verbunden weiß, selbst wenn sie in Neuseeland hocken. Er braucht sie gar nicht zu kennen, durch sein Notebook ist er ihnen nah. Er braucht seine Stube überhaupt nicht mehr zu verlassen, denn er kann doch alles aufrufen, kann sich Essen bestellen oder Frauen und alles bargeldlos bezahlen. Der Nerd ist der Vorreiter der neuen, verlangsamten Zeit, wie James Bond einst der Götterbote der schnellen alten war.

## **Brennend heißer Wüstensand**



Mobilität hieß einmal Leben. Es ist Zeit, ihr das Sterbeglöckchen zu läuten. In amerikanischen Großstädten wie Atlanta oder Chicago verkaufen die Leute inzwischen ihre Häuser in der Vorstadt, weil sie die steigenden Benzinpreise nicht mehr erschwingen können. Sie treten den Rückweg an, ziehen wieder näher an den Arbeitsplatz, zum Zentrum hin.

Es sind aber nicht nur die Energiepreise. Der Fortschrittsglaube hat gewaltig nachgelassen. Wo immer ein neuer Flughafen, ein Bahnhof, eine Trasse, ein Kraftwerk errichtet werden soll, stehen die Bürger auf und bezweifeln, dass sich in einem tiefer gelegten Bahnhof oder einer weiteren Startbahn der Fortschritt manifestieren soll. Der neue Bürger lässt sich von Bauunternehmern als fortschrittsfeindlich beschimpfen, von Soziologen und Kulturkritikern als "Wutbürger" feiern, aber vor allem macht er dem Geschwindigkeitsrausch ein Ende. Er stellt sich der Polizei in den Weg, die das Tempo der alten Zeit auch für die Zukunft garantieren soll. Er demonstriert für den Rückbau, für die Verlangsamung, für die Renaturierung der Stadt, in der er sich festsetzt wie nie zuvor seit dem Mittelalter.

Das alte Glücksversprechen, mit dem Auszug von zu Hause endlich den Duft der großen weiten Welt in der Nase zu spüren, erfüllt heute gegen eine lächerliche Flatrate das Internet. Wer über Facebook mit Millionen Freunden vernetzt ist, braucht nicht einmal mehr um die Ecke zu gehen, um die Handvoll echter Freunde zu sehen. Der Rumabfüller Bacardi, der uns einst alle in Piraten in der Karibik verwandeln wollte, versucht in seiner jüngsten Werbekampagne die potentiellen Trinker vom dauerbetriebenen Bildschirm wegzulocken ("Deine Offline-Freunde vermissen dich").

## **Dort, wo die Blumen blüh'n**

Es ist Sommer in der Stadt. Plötzlich blühen Blumen auf in kommunal vernachlässigten Betonkübeln, Sultanszelte, Bänke, Lauben, vollendete Locandas erscheinen ausgerechnet an Ausfallstraßen, die hektische Mobilität verlangsamt sich zum fast schon italienischen Dolcefar niente.

Was die Planer nicht zustande brachten, haben die Bewohner geschafft: die Stadt wieder bewohnbar zu machen. Zentrumsnahe Viertel haben sich in den letzten Jahren klammheimlich in künstliche Dörfer verwandelt. Sie verfügen heute über alles, was es auf dem Dorf schon lang nicht mehr gibt: einen Bäcker, einen Lebensmittelhändler, einen Metzger, sogar einen Schuhmacher, der weißgottwie mit dem Sofortservice für abgebrochene Absätze über die Runden kommt. Wer die Natur in die Stadt geholt hat, braucht nicht mehr zu ihr hinauszufahren.

Fast unbemerkt ist eine übertsorgte Jugend herangewachsen, die sonst darüber klagt, dass für sie nicht mehr als ein paar unbezahlte Praktika abfallen, aber nichts

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

schöner findet, als mit den Eltern in Urlaub zu fahren und abends gemeinsam vor dem Fernseher zu kuscheln. Warum soll man fortziehen, wenn es anderswo längst nicht so gemütlich, so rundumversorgt zugeht wie zu Hause?

Wenn es auch keinen Grund mehr gibt, um ins Kino, um überhaupt auszugehen, gewinnt Isaac Newton wieder die Oberhand über Kant. Wenn mir das Internet jede Frau aufs Kopfkissen legt (ach, Rous-seau!), was soll ich mich dann noch mit den echten abmühen? Der weise Woody Allen wusste schon lange vor Youporn, was Onanie ist, nämlich "Sex mit jemandem, den man liebt".

Zu Hause ist es doch am schönsten. Zeitschriften wie Living at Home und das gute alte Schöner Wohnen stehen bereit, um die Ausgestaltung des eigenen Nestes zur neuen Pionieraufgabe zu machen. Ikea wusste es immer am besten und stellt den Katalog 2011 unter das biedermeierliche Motto "Auf das Leben zu Hause!"

Dabei ist das Auto in der alternden Gesellschaft keineswegs überflüssig geworden, es ist nur zum klimatisierten Rollstuhl mutiert. Längst dient es nicht mehr dazu, das Abenteuer zu suchen, sondern soll es um jeden Preis vermeiden. Als Anbahnungsvehikel hat es schon lang ausgedient. Die Frauen haben ihr eigenes Auto, und sie fahren damit zum Einkaufen, zur Kosmetikerin vielleicht noch und dann zum Scheidungsanwalt.

Die Mobilität beschränkt sich aufs Einholen, damit die Wohnhöhle noch wohnlicher wird, und nur das panzerartige Design der SUVs wiegt die Hominiden beiderlei Geschlechts wenigstens vorübergehend in der Illusion, auf dem Weg zum Baumarkt durch Bürgerkriegsgebiet zu fahren.

## **Grüßt die Liebste in der Fern'**

Obwohl, vielleicht ist doch nicht alles vorbei. Neulich soll sich ein 15-Jähriger in Österreich ins Auto seiner Eltern gesetzt haben und damit 1200 Kilometer nach Schleswig-Holstein gebettet sein. Der Junge hatte sich nach Jungsart in einem sogenannten sozialen Netzwerk mit seiner Freundin gestritten und offenbar hoffnungslos verfranst. Im Zwiespalt zwischen Geist und Materie, zwischen Liebe und Physik überwand er ganz auf eigene Rechnung das Trägheitsgesetz. Am Ende kommt doch wieder Bewegung in die Sache.